This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

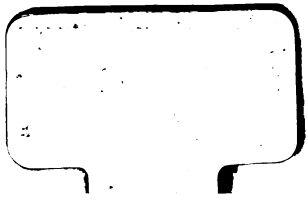
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADLS.[illegible] F.70



Andenken

an

Bartholomäus Fiſchenich.

Meiſt aus Briefen

Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. J. H. Hennes.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1841.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 JUL 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Vorrede.

Als Fischenich von Cöln nach Berlin versetzt wurde, ließ er seine Bücher und Papiere zurück. Er hoffte, bald wieder an den Rhein zu kommen und da zu bleiben. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Unterdeß hatten seine Papiere nicht in den Händen bleiben können, in denen er sie zurückgelassen; sie kamen aus einem Haus ins andre; die, welche man für wichtig hielt, bewahrte man sorgfältig; aber es waren so viele alte Briefe dabei, die doch werthlos schienen; man ließ sie unbeachtet liegen, und verbrauchte mitunter den einen und den andern.

Erst als Fischenich nach den Briefen fragte, und man nun erfuhr, daß Briefe, auf die er großen Werth lege, Briefe von Schiller darunter gewesen seyen, suchte man, was noch vorhanden war, eifrig zusammen. Aber der größte Theil der Schillerschen Briefe war schon zerstreut und fand sich nicht wieder. Vernichtet waren

doch nur wenige, und ich hoffe, die andern sind nicht für immer verloren.

Es scheint, man hat Fischenich nicht durch die Nachricht betrüben wollen, daß diese Papiere durch Geringschätzung und Nachlässigkeit verloren gegangen. Wir sehen dies aus einem Briefe der verehrten Dame, die die Originale der hier zum ersten Mal gedruckten Briefe von Schiller besitzt. Sie schreibt: „Mit der größten Freude überschicke ich anbei Alles, was ich von .. (Schillers) Briefen besitze. Leider hat Fischenich selbst nicht mehr gehabt, da ihm eine Feuersbrunst alle andern geraubt hatte, wie er mir mit betrübtem Herzen erzählte. Es ist um so mehr zu beklagen, da es erscheint, daß er in besonderm innigen Verkehr mit diesem sinnigen gemüthvollen Freunde gestanden hat."

Alle Briefe, die wir in diesen Blättern mittheilen, — mit Ausnahme eines einzigen (Nr. 4.) — erscheinen hier zum ersten Mal. Den größten Theil derselben verdanken wir der Sorgfalt des Herrn Hermann Gerhards in Bonn, der, was aus Fischenichs Nachlaß zu retten war, treulich gerettet hat.

Wiesbaden den 9. Juli 1841.

Bartholomäus Ludwig Fischenich ist geboren zu Bonn am 2. August 1768. *

Seine Eltern hätten beim besten Willen wenig für seine Ausbildung thun können, da ihnen die Mittel dazu fehlten. Aber noch blühte am Rhein jene Aristokratie, die es so oft als eine ihrer Aufgaben angesehen hat, die ausgezeichneten Geister, in welchen Reihen sie sich auch fanden, hervorzusuchen, und nach besten Kräften zu schützen und zu fördern. Einer der edlen Grafen unseres Landes lernte ihn kennen; das Aeußere des Knaben nahm ihn ein — wie noch in Fischenich's spätern Jahren seine edlen Züge ihm oft die Neigung der Menschen gewannen, selbst ehe sie ihn näher kennen

* In dem Nekrolog der Preußischen Staatszeitung (1831. Nr. 157) ist irrig das Jahr 1774 als Geburtsjahr Fischenichs angegeben.

gelernt — und da auch das, was er von ihm hörte, zu dem günstigen Eindruck stimmte, so übernahm er ganz die Sorge für ihn, und schickte ihn aufs Gymnasium nach Köln.

Früh hatte Barthel Fischenich seine Studien vollendet. Noch sehr jung, ward er Schöffe beim hohen Gericht zu Bonn.

Seine glücklichen Anlagen blieben auch hier nicht unbemerkt. Der Kurfürst, Max Franz, bestimmte ihn für einen der Lehrstühle an der neuen, zu Bonn errichteten Universität. Doch sollte der damals zweiundzwanzigjährige junge Mann sich erst außerhalb seines Heimathlandes umsehen, auch andere „Städte und Sitten der Menschen" kennen lernen, um, an edlen Männern hinaufblickend, sich höher emporzuheben und gestärkten und reicheren Geistes zurückzukehren. Es ward ihm freigestellt, wohin er gehen wollte. Jena zog ihn besonders an. Hier verweilte er seit dem Jahr 1791.

Schiller war es, der ihn an Jena fesselte. Bei ihm wohnte er und war sein Tischgenosse.

Im Frühjahr 1789 war Schiller Professor der Geschichte an der Universität zu Jena geworden. Seit dem 20. Februar 1790, wo Charlotte von Lengefeld von ihm am Altar den Ring genommen, war er dort auch häuslich eingerichtet. Das Jahr darauf kam Fischenich, der bald mit ihm befreundet und sein lieber Hausgenosse ward.

Wie hier dieß, doch nur kurze Zusammenleben Schiller, Schillers Gattin und Fischenich zu innigster Freundschaft verband, davon geben die nachfolgenden Briefe nicht minder Zeugniß, wie von dem schönen, trotz Krankheiten und mannigfacher Sorgen reichbeglückten ehelichen Verhältniß Schillers und seiner Gattin und dem reinen, ungestörten Einklang ihrer Herzen und Stimmungen.

Aus dem inhaltreichen, von Frau von Wolzogen verfaßten „Leben Schillers" wollen wir hier anführen, was sich auf jene Zeit und Schillers Umgang mit Fischenich bezieht. Nachdem sie der oft wiederkehrenden Krankheitsanfälle Schillers gedacht hat, fährt die Verfasserin so fort:

„Ein sehr angenehmer, geistreicher Kreis von Hausfreunden, die auch großentheils an Schillers Tische zu Mittag aßen, trug viel zur Erheiterung bei. Der jetzige Präsident Fischenich, Niethammer, Herr von Stein, der liebenswürdige Sohn unserer Freundin, von Fichart und sein Hofmeister Göritz waren die tägliche Tischgesellschaft. Offenheit und Heiterkeit herrschte bei dem mäßigen Mahl. Schiller gab sich dem munteren Gespräch unter diesen guten, von regem, wissenschaftlichem Interesse belebten Menschen hin, von denen mehrere sich in der Folge durch Schriften und im Staatsdienst merkwürdig gemacht haben.

„Mit Niethammer und Fischenich unterhielt er sich vorzüglich über die Kantische Philosophie, und diese war, bei dem lebhaften Interesse, das sie den drei Männern einflößte, ein nie versiegender Quell für gegenseitige Mittheilung. Ein dauerndes Band blieb durchs ganze Leben; und nach Schillers Tode fand der edle Fischenich Gelegenheit, seine Freundschaft für denselben treu und auf die großmüthigste Art zu beweisen.*

* Auch der oben genannte Herr von Fichard hat sich (wie wir aus guter Quelle wissen), als Schiller todt und er selbst

„Eine Reise im Frühjahr 1792 zu seinem Freunde Körner gewährte Schillern großen Genuß; doch war sie auch durch Krankheitsanfälle getrübt.

„Fischenich begleitete ihn nach Dresden, und philosophische Gespräche beseelten jede freie Stunde."

An einer andern Stelle fügt die Verfasserin hinzu: „Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab, und beschwichtigte oft ein physisches Leiden."

Es war, wie wir sehen, Philosophie und namentlich das Studium Kants, wofür damals Schiller sich am meisten interessirte. Wiederholt hören wir dieß von ihm selbst, in seinen Briefen an Körner. „Ich treibe jetzt (schreibt er am Neujahrstag 1792) mit Eifer Kantische Philosophie. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen,

blind war, als treuen Freund der Familie bewiesen. Es ist übrigens derselbe Herr von Fichard, der sich durch ein Werk über die Geschichte und Verfassung von Frankfurt ausgezeichnet hat, — „unser große Geschichtskenner," wie ihn Böhmer nennt, der, wenn irgend einer, in diesen Dingen eine Autorität ist.

bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieß auch drei Jahre kosten könnte. Uebrigens habe ich schon sehr Vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt."

In Jena war damals Professor Reinhold, Wielands Schwiegersohn, berühmt wegen seiner Vorlesungen über die Kantische Philosophie; durch ganz Deutschland war dieser Ruf gedrungen und hatte sogar ältere Männer nach Jena gezogen; Kant selbst hatte der Universität zu diesem Lehrer Glück gewünscht.

Nun muß es uns in Erstaunen setzen, daß Schiller, bei diesem lebhaften Interesse für die Kantische Philosophie, Reinhold, der durch seine „Briefe über die Kantische Philosophie" und durch seine Vorlesungen über dieselbe berühmt geworden war, vernachlässigte, und mit Fischenich, der damals erst zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt und neun Jahre jünger als er selbst war, über diesen Gegenstand sich zu unterhalten nicht müde ward.

Daß er Reinhold nicht suchte, ja ihn verschmähte, sehen wir aus dessen Briefen an Baggesen, worin

er ſich darüber auf eine Weiſe beklagt, die zugleich ſeine Liebe für Schiller und ſeine Beſcheidenheit beweist. Im Jahr 1791 ſchreibt Reinhold: „Schiller iſt für mich ſo gut als abweſend. Er läßt mich ſo viel von ſeinen Gedanken und Empfindungen wiſſen als jeden ſeiner Leſer.“ Die Frauen der beiden Männer kamen wohl zuſammen; man machte Landpartien mit einander; zu größerer Annäherung kam es nicht. Im Frühjahr 1792 ſchreibt er: „Ich weiß, daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht ſchätzt. Seine Einſilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derſelben länger freiwillig hätte ausſetzen können, und ich komme nun ſeit einigen Monaten nicht mehr zu ihm.“ Und zu Anfang des folgenden Jahrs: „Oſtern iſt's ein Jahr, ſeit ich in dieſem Hauſe wohne, und Schiller war dieſe ganze Zeit über nur ein einziges Mal und zwar bei Gelegenheit des Kränzchens bei mir, von welchem wir beide Mitglieder ſind und welches wöchentlich immer bei einem Andern gehalten wird. Es iſt mir nicht gelungen, zum Genuß ſeiner

Freundschaft zu gelangen; den Besitz hat er mir wohl öfters zugesichert. Er lebt überhaupt sehr isolirt. Mir geht immer ein Stich ins Herz, wenn Du mir an ihn, oder Deine Sophie an seine Frau Aufträge gebt, wobei Ihr voraussetzt, daß uns diese Menschen so gut sind, wie Ihr es seyd, und wie wir selbst es herzlich wünschten." *

Auf jenen Kreis von Hausfreunden, die bei Schiller zu Mittag aßen, müssen wir noch einmal zurückkommen. Erst vor wenigen Jahren hat einer der Genossen dieser Tischgesellschaft, der würtembergische Dekan Göritz, Nachrichten über jene Zeit im Stuttgarter Morgenblatt drucken lassen. **

Auf eine Weise, die nur Unwillen erregen kann,

* Vergl. Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Karl Hoffmeister. Zweiter Theil, S. 254 und 255. Wie überhaupt in diesem Werke die Nachrichten über Schiller aufs vollständigste sich beisammen finden, so namentlich über sein Verhältniß zu Reinhold.

** Jahrgang 1837. Nr. 84 ff.

unberührt von schöneren Erinnerungen an die Zeit, die er mit Schiller verlebte, roh und rücksichtslos führt er uns über die heilige Schwelle seines Hauses, spricht er von ihr, die ihm das Theuerste war. „Daß sie von Adel war (erzählt er uns), zeigte Frau Schiller auch durch die Art, wie sie ihre Kammerjungfer behandelte. Diese war hübsch und schien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanstößig. Sie wurde aber immer mit einem gewissen spöttischen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; sie konnte nichts recht machen und wurde mit Bitterkeit zurecht gewiesen, auch wo keine Ursache dazu war.“ Dann, im Allgemeinen vom Adel sprechend, fügt er hinzu: „Ueberall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, besonders wenn sie hübsch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren, schnöde behandelt.“ Auch ihrer Verwandten vergißt er nicht, und berichtet eine Geschichte von „einigen anverwandten alten Fräuleins, die nach Jena gekommen waren, um die Schillersche Familie zu besuchen; ungeachtet sie wohlhabend waren, hatten sie sich doch aus Oekonomie

im halben Monde einquartirt, einem Bierhause, wo sonst nur Fuhrleute übernachteten. Schiller selbst war nicht eingerichtet, sie bei sich aufzunehmen. Frau Schiller schämte sich ihrer Anverwandten; ihr Mann machte sich über sie lustig und dachte sogleich einen Plan aus. Einige Freunde von der Gesellschaft sollten sich betrunken stellen, zu den Fräuleins auf ihr Zimmer gehen, und ihnen spöttisch zu erkennen geben, man halte sie für feil, weil sie in einer solchen Kneipe logirten. Schiller malte diese Idee sehr lebhaft aus und vertheilte auch schon die Rollen. Da aber Göritz seinen Eleven zu diesem Scherz nicht gern hergeben wollte, und auch von Stein keine große Lust bezeugte, so unterblieb der Plan, so leid es dem Erfinder desselben war. Auch seine Schwägerin Karoline hatte sich an der Hoffnung, daß dieser Spaß ausgeführt werden würde, sehr ergötzt." Dieß glaube, wer es vermag! Was der Erzählung Wahres zum Grunde liegen mag, wird jedenfalls in dieser Relation (auf eine höchst ungeschickte Weise, — um nicht zu sagen, absichtlich!) gänzlich entstellt seyn. Eine Rohheit gegen

Frauen wird Niemand Schiller zutrauen! * — Frau Schiller hatte auch (wie wir hier hören) jene Mode der Höfe, so leise zu reden, als ob einem der Athem ausging. „Lautes Reden gehörte deßwegen im Schillerschen Hause zu den Zeichen einer schlechten Erziehung.“ Zur Erklärung wird denn eine Geschichte erzählt. Eine Mitte zwischen Rohheit und

* Daß Schiller übrigens in jener Zeit sehr fröhlich und oft sehr muthwillig war, ist nicht zu bezweifeln; wir hören es auch unten aus einem Briefe seiner Frau (Nr. 3). Seine Freunde mußten sich manchmal vor seinem Muthwillen wahren. Auch Fischenich wußte davon zu sagen. Ein Pröbchen, das Herrn von Fichard betrifft, habe ich von einem Freunde desselben. Möge dieser es mir verzeihen, wenn er die Geschichte — mit seinen eignen Worten — hier gedruckt findet. „Fichard erzählte: Schiller sei bei Tisch sehr heiter gewesen und habe sich wohl einen kleinen Spaß mit seinen Tischgenossen erlaubt. Es war Winter, Schlittenfahrt sollte stattfinden, Fichard wollte mitfahren, bedauerte keine Dame zu haben. Schiller ermunterte ihn, von einer gegenüber wohnenden Mutter sich die Tochter zu erbitten. Fichard, mit diesen Frauenzimmern wenig oder gar nicht bekannt, und noch unerfahren in der Sitte, ging in die Schlinge ein, stieg eines Tags nach Tisch geputzt ins Nachbarhaus hinauf. Unterdessen stellte sich Schiller ins Fenster und sah nun über die Straße was dort im andern Hause vorging als Pantomime: Fichards höfliches Werben, das Erstaunen der Mutter, ihre abschlägliche Antwort und den armen begossenen Hund der davonlief.“

zimperlicher Weiſe kennt Göritz nicht. — Wenn Schiller (ſo berichtet uns Göriz weiter) unerwartet einen Fremden zum Eſſen mitbrachte, fehlte es im Hauſe an Servietten.

Ich führe dieſe, nun ſchon in mehr als eine Biographie Schillers übergegangenen Mittheilungen deßhalb an, um den Schlüſſel zu der Geſinnung zu geben, aus der ſie hervorgegangen ſind. Schillers Gattin hatte wenig Achtung vor Göritz, und die lebhafte junge Dame mag dieß oft ſchlecht genug vor ihm haben verbergen können. In den Briefen, die wir von ihr mittheilen, ſpricht ſie ihre Meinung über ihn deutlich und beſtimmt genug aus. *

Was anders nun als eine Art von Groll, den er ihr dafür nachtrug, hat ihn in ſeinen Erinnerungen ſo von ihr ſprechen laſſen?

Auf dieſe Quelle der Aeußerungen von Göritz, ** die wir lieber ignorirt hätten, die aber ſchon zu

* Wir verweiſen namentlich auf die unten folgenden Briefe vom 16. Juli 1799 und 1. Mai 1805.

** Die Natur eines Therſites war ihm übrigens angeboren. Man leſe nur, wie er die Jenaer Profeſſoren der Reihe nach

sehr verbreitet worden sind, mußten wir hinweisen; wir dürften ihn das schöne Bild, das uns in diesen Blättern entgegentritt, nicht entstellen lassen.

Kehren wir nun, nach dieser unerquicklichen Erörterung, zu Fischenich zurück.

Im Herbst 1792 verließ er Jena und ging nach Bonn, um seine Professur anzutreten und Vorlesungen über das Natur- und Staatsrecht zu halten.

Es war ihm ernst mit seinen Studien, seinen Vorlesungen; tief in die Nacht hinein saß er und sann und schrieb.* Es galt ja, sich dem Kurfürsten,

schildert, wie er ja eine Gelegenheit nicht will vorübergehen lassen, wo er einen oder den andern z. B. Ulrich und Döderlein in ein ungünstiges Licht stellen kann.

* Seinen Nachbarn — die ihn hatten aufwachsen sehen, die ihn liebten und sich der Ehre und des Ruhms, die ihm früh zu Theil wurden, freuten, als hätten sie Theil daran — fiel es auf, wie spät immer noch Licht auf seinem Zimmer sei. Einen von ihnen, der in sein Zimmer hineinsehen konnte (einen Bäckermeister, der in den ersten Stunden nach Mitternacht aufzustehen pflegte, um an sein Geschäft zu gehen), hab ich noch sagen hören, wenn er aufgestanden sei, habe Herr Fischenich noch an der Arbeit gesessen. — Auch während seines Aufenthalts in Berlin sahen

der ihn auf Reisen gesandt hatte, dankbar und des ihm anvertrauten Lehrstuhls würdig zu erweisen. Der Lohn der vollsten Anerkennung blieb nicht aus.

Ueber die Vorlesungen Fischenichs und den Eindruck derselben sagt einer seiner Altersgenossen * sehr schön: „Durch seinen Vortrag, der durch Wärme und innige Begeisterung für seine Lehrsätze belebt wurde, gewann er seine Zuhörer in einem Grade, dessen keiner seiner Collegen sich zu erfreuen hatte; sie verehrten in ihm gleichsam den Repräsentanten des Rechts und ihre Anhänglichkeit an ihn war gränzenlos."

Bald nach seiner Rückkehr nach Bonn ward Fischenich zum wirklichen Hof- und Regierungsrath bei der dortigen Regierung ernannt, wobei er

die jungen Rheinländischen Juristen, wenn sie an seinem Hause vorbei kamen, in später Nacht immer noch Licht auf seinem Zimmer.

** Der verstorbene Notar und Oberbürgermeister von Bonn, Herr Eilender.

zugleich als Professor der Rechte thätig blieb und seine Vorlesungen fortsetzte.

Die schönen Tage des Zusammenlebens mit Schiller und seiner Gattin waren schnell vorübergegangen. Aber die Verbindung mit ihnen, diese Verbindung der innigsten Freundschaft und Theilnahme dauerte bis zu ihrem Tode.

Bald nach seiner Abreise folgten ihm Briefe von ihnen. Das älteste Blatt, das mir vorliegt, ist folgendes:

1.

Jena den 5. November 1792.

Da ich fürchte, daß unsre Briefe, die wir am 24. vorigen Monats an Sie abgeschickt haben, vielleicht nicht angekommen sind, so will ich lieber noch einmal schreiben. Erklärlich wär' es mir wohl, wenn gerade diese nicht ankommen oder angekommen sind; denn es war zu einer Zeit, da vielleicht viel Verwirrung an den Orten war, wo sie durchkamen.

Schiller hatte Ihnen auch einen langen Brief geschrieben und ich recht weitläufig Alles erzählt, was wir, seit Sie von uns sind, vorgenommen haben. Sie sind nun schon eine so undenklich lange Zeit von uns, mein lieber Sohn,* daß es mir ist, als wären es viele Jahre. Ich wünschte bald, recht bald zu wissen, was Sie machen. Ob sie unsrer denken, frage ich nicht; ich weiß es, weil ich meine Freunde gern nach mir beurtheile, und weil ich fühle, daß Sie unsern Gedanken nie fern sein können.

Schiller hat heute seine erste Vorlesung gehalten;** nun spielt er, um sich zu zerstreuen.

* Obwohl sie kaum zwei Jahre älter ist als Fischenich — sie war geboren im Jahr 1766 am Cäcilientage (22. November) — so ist er doch immer ihr „lieber Sohn," wie sie ihm späterhin, wo sie so glücklich ist, die beiden Söhne zu haben, von seinen „jüngern Brüdern" spricht; — nach der Weise der Frauen, die sich, in ihrer Freundschaft und ihrem Wohlwollen, so gern ein mütterliches Ansehen geben, selbst über Männer, die gar nicht oder nur wenig älter sind als sie selber.

** Es war eine Vorlesung über die Aesthetik. Schiller las in diesem Semester nicht zum ersten Mal darüber; aber es führte ihn immer von neuem zu Untersuchungen über „diese verwickelte

Mein Brief wird nicht so lang als ich möchte, weil es um mich herum nicht ruhig ist. Um dem Auditoriumsgeruch * zu entgehen, ist Alles in meiner Stube etablirt; auch die Paulus ist da und sieht zu spielen, indeß ich schreibe.

Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? und sind Sie recht fleißig? Nun werden die Vorlesungen bei Ihnen auch bald anfangen; schicken Sie uns ja die Rede. ** Ich bin recht begierig, ob unsre Briefe Sie nicht erreicht haben; sie waren gerade an Sie adressirt, und auch bei diesem will ich's so halten. Man möchte sonst denken, er wäre politischen Inhalts, und davon ist's jetzt gefährlich den Anschein zu haben.

Materie," wie wir unten, in seinem Brief an Fischenich (Nr. 4), von ihm hören.

* Schiller hielt seine Vorlesungen in seiner eigenen Wohnung. Nicht lange nach seiner Verheirathung schreibt er (15. Mai 1790) seiner Schwägerin: „Lottchen hat gestern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht, und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz."

** Fischenichs Antrittsrede bei Eröffnung seiner Vorlesungen.

Schillers Gesundheit ist leidlich; doch hängt sie sehr vom Wetter ab; und die feuchten Wintertage, die kommen könnten, können auch auf seine Gesundheit Einfluß haben.

Sie gehen doch auch spazieren und sitzen nicht immer? Es erinnert Sie wohl niemand daran! Ich möchte wohl, es wäre in Bonn auch so eine Person, die Sie an die Posttage erinnerte, und Sie ließen bald von sich hören.

Ich möchte gern wissen, wie Sie Alles gefunden haben dort; Ihre Familie wird sich sehr gefreut haben! Leben Sie wohl, mein lieber Sohn. Ich hoffe, Sie lassen bald von sich hören. Schiller würde auch geschrieben haben, wenn er diesen Abend nicht ausruhen müßte. Er grüßt Sie herzlich. Bei Ihrer Familie empfehlen Sie mich; wir müssen ihr nicht fremd seyn, daß sie uns gütig aufnimmt, wenn wir einmal nach Bonn kommen; dieß ist ja doch nicht unmöglich.

Adieu. Adieu.

L. Schiller.

Von ihrem nächsten Briefe haben wir nur den Schluß. Auch ein Brief, den Schiller selbst (zu Anfang des Jahrs 1793) an Fischenich geschrieben, findet sich wieder nicht vor. Es scheint, daß in ihrem Briefe von einem Plane, den sie und ihr Mann hatten, die Rede war. Sie fährt so fort:

2.

Ich fürchtete oft, auch meine Lieblingsplane scheitern zu sehen. Aber diese Hoffnung ist nun wieder in mir aufgelebt.

Wie leben Sie? Schillers Gesundheit ist leidlich. Wenn diese zwei Wintermonate vorbei sind, so will ich recht froh seyn. Da ist mir immer die Erinnerung noch so lebhaft von den zwei bösen Wintern, die er verlebt hat. Hoffentlich wird es aber dieses Jahr nicht so kommen, da er sich in Acht nimmt und auch Vorkehrungen gebraucht hat. Ich bin so ziemlich wohl, war aber einige Wochen krank an einem heftigen Catarrh-Fieber. Uebrigens leb' ich still und ruhig und einsam. Mancher stille Abend verging mir traurig, weil ich fühlte, wie

sehr Sie uns fehlen, und mich über Ihr Schweigen betrübte. Wenn Sie Schuld haben könnten, so würde es Sie gewiß reuen, daß Sie so lange schweigen konnten.

Die Ungewißheit ist so peinigend; es ist so Manches, was dem Menschen begegnen kann; und so gar nichts von seinen Freunden zu wissen, kein Lebenszeichen zu sehen, ist recht betrübt!

Schreiben Sie, sobald Sie können. Sie werden uns sehr erfreuen. Ich wähle diese Postroute durch Westphalen; schreiben Sie auch auf diesem Weg.

Nun leben Sie wohl, lieber Freund; erfreuen Sie uns bald durch Nachrichten von sich; hoffentlich werden wir Gutes hören, daß Sie wohl sind und glücklich. Lassen Sie sich das Gefühl unsrer Freundschaft nahe seyn, und glauben Sie, daß wir warmen herzlichen Antheil an Allem nehmen was Ihnen begegnet. Dorchen* fragt oft nach Ihnen

* Es ist Dora Stock, Körners Schwägerin, Fischenich hatte sie kennen gelernt, als er mit Schiller nach Dresden reiste. (Es scheint, diese Reise wurde im Juni 1792 gemacht, nicht im Frühjahr, wie wir oben aus „Schillers Leben" anführten. Vgl. Baagesen's Briefwechsel mit Reinhold I. 172.)

und trug mir auf, Sie zu grüßen; so auch unser Stein. Adieu. Adieu.

Der nächste Brief ist verloren gegangen. Am 11. Februar 1793 schrieb Schiller zugleich mit seiner Frau an Fischenich. Der Brief Schillers ist ganz erhalten; von dem Briefe seiner Frau haben wir wieder nur den Schluß. Wir setzen den letztern voran und lassen dann den von Schiller folgen.

3.

Ein Schwabe ist jetzt hier, der recht viel Verstand hat; es ist ein Magister Gros; er ist auch übrigens sehr gebildet, er hat ganz den Hofton; aber Verstand hat er sehr viel und ich höre ihn sehr gern mit Schiller sprechen, er hat so eine Klarheit. * Aber Schiller spricht nicht mehr mit so viel Interesse, wie vorigen Sommer mit Ihnen,

* Auch in dem folgenden Briefe Schillers ist von ihm die Rede. Er zeichnete sich auch später in seinem Vaterlande aus, und gelangte zu hohen Würden und Ehren.

INST. OF TAYLOR OXFORD

mein lieber Sohn. Könnten wir nur zusammen leben! Schiller würde dann recht mit Ihnen philosophiren, und dann auch wieder recht lustig seyn. Wir sind jetzt recht arm an angenehmem Umgang.

Dorchen ist noch nicht völlig geheilt, zum wenigsten schreibt sie mir traurig, aber der Winter macht sie auch trüber gestimmt und die Kränklichkeit ihrer Schwester. Körners Plane sind auch einestheils vereitelt; er hatte eine reiche Erbschaft zu thun, aber er wurde betrogen in seinen Erwartungen. Von Hornemann * fällt mir eine lustige Geschichte ein, die ich Ihnen mittheilen muß. Denken Sie nur, der Koffer, der ihm in Leipzig so harten Schweiß gekostet, ist in Braunschweig mit einem andern verwechselt worden, und wie er nach Kopenhagen kommt, findet er eine fremde Equipage, und erst nach einigen Wochen hat er sein

* Hornemann ist einer von den Männern, die Reinholds Ruf nach Jena gezogen hatte. Im Begriff, nach seinem Vaterland, nach Dänemark, zurückzukehren, hatte er die Schiller'sche Familie und Fischenich auf der Reise nach Leipzig und Dresden begleitet.

Eigenthum wieder erhalten. Ich habe recht lachen müssen, und ich denke, Sie werden auch lachen; gerade bei Hornemann wird es einem noch lustiger; es ist nur gut, daß er meinen Koffer nicht von Dresden mitgenommen aus Versehen. Hat er Ihnen nicht geschrieben?

Ich hoffe, Sie schreiben uns bald wieder; dann erzählen Sie mir von Ihrer Familie, und wie Sie Ihre Freunde alle wiedergefunden. Daß zwei Briefe verloren gegangen sind, ist recht betrübt! Und dann schicken Sie uns doch ja die Antrittsrede wieder, die auch verloren ist.

Schreiben Sie bald Ihr Werk über die Frauen?

Die Komposition der Feuerfarbe ist sehr gut; ich verspreche mir viel von dem Künstler, und freue mich, daß er die Freude komponirt. Wenn Sie mir das lateinische Lied schicken, so erfreuen Sie mich sehr. Ich hatte etwas für Sie angefangen, was ich Ihnen zu Weihnachten schicken wollte. Da Sie aber gar nicht schrieben, so verschob ich's, weil ich fürchtete, es käme nicht an. Was es ist, sage ich nicht. Meine

Schwester * ist seit sechs Wochen hier bei mir; dieß macht mir manche frohe Stunde; sie empfiehlt sich Ihnen recht sehr. Nun leben Sie wohl, und lassen uns bald wieder etwas von sich hören. Adieu. Adieu.

L. S.

4.

Jena den 11. Februar 1795.

Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer großen Unruhe und Ungewißheit gerissen, liebster Freund, in die Ihr langes Stillschweigen uns versetzt hatte. Keinen von allen den Briefen, deren Sie erwähnen, haben wir erhalten. Ein Brief von Frankfurt war das Einzige, was von Ihnen in unsere Hände kam. Ich konnte mich um so weniger entschließen, Ihnen aufs Gerathewohl zu schreiben, weil auch Göritz uns nichts von Ihnen zu sagen wußte, und es also mehr als wahrscheinlich war,

* Sie hatte nur Eine Schwester, Caroline, – damals mit Herrn von Beulwitz und später mit Schillers Jugendfreund, Wilhelm von Wollzogen, verheirathet.

daß die Briefe unsicher gingen. Mag es indessen seyn! Es ist nur gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie thätig und zufrieden sind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen und die gute Aufnahme der Kantischen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr; denn diese Philosophie hat keine andern Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben.

Ich kann mir denken, wie viel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszustreuen, und auch schnell aufkeimen und gedeihen zu sehen. Bei der Bestrebung, sie Andern klar zu machen, werden Sie die schwersten Begriffe simplificiren, und eben dadurch auf neue Beweise und Ableitungen derselben geführt werden. Ich bin sehr begierig, Ihre Antrittsrede zu lesen; auch von dem Eindruck, den sie machte, möchte ich gern recht viel von Ihnen hören. Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr begeisternd für Sie seyn. Hier

hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu seyn.

So schwer dieses unser einem ist, so habe ich es doch wirklich versucht. Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt, und mich genöthigt, mit Kants Theorie so genau bekannt zu werden, als man es seyn muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu seyn. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen, und seine Behauptung, daß kein objektives Prinzip des Geschmackes möglich sey, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle. Ich bin, seitdem Sie weg sind, der Philosophie sehr treu geblieben, ja weil alle anderen Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmackes ausschließend gewidmet. Ich habe Kant studirt und die wichtigsten anderen Aesthetiker noch dazu gelesen. Dieses anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Resultate geführt, von denen

ich hoffe, daß sie die Probe der Kritik aushalten werden. Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philosophischen Gespräch herausgeben; da aber indessen meine Plane sich erweitert haben, so will ich mir mehr Zeit dazu nehmen, und meine Ideen völlig aufkeimen lassen. Ist etwas davon in Ordnung gebracht, so sollen Sie es lesen und beurtheilen.

Schmidt, höre ich, wird auf Ostern hier angestellt; Döderleins Stelle ist auch noch nicht besetzt, ich weiß aber nicht, wer sie bekommen soll. Für meinen Umgang habe ich an einem neuen Landsmann, M. Gros, der bei dem Prinzen von Würtemberg Hofmeister gewesen ist, eine sehr gute Eroberung gemacht. Es ist ein sehr heller Kopf, der besonders in der Kantischen Philosophie vortrefflich zu Hause ist, voll Geist und einer scharfen Beurtheilungskraft. Von den hiesigen Schwaben, Paulus selbst mit eingeschlossen, kommt ihm an Capacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, besucht auch seine Collegia nicht. Er studirt die Jurisprudenz und wird im nächsten Winter nach

Göttingen abgehen. Mit meiner Gesundheit ist es noch immer das Alte, weder besser noch schlimmer. Indessen habe ich mir doch Glück zu wünschen, daß meine Fieberperiode, wie es scheint, doch glücklich vorbeigegangen ist. Thätigkeit söhnt mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurtheilt. An unserm Zirkel hat sich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in einen Garten, wo dann auch die übrige Tischgesellschaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schwester, die ich kommen lasse, eine Vermehrung der Gesellschaft erhalten. Ich vermisse es oft mit Leidwesen, daß der schöne Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erschallt.

Der Krieg in Ihrer Nachbarschaft macht mir bange für Ihre Ruhe und noch mehr für Ihre Gesundheit. Könnten Sie doch, wenn es so bunt durch einander geht, sich aus dem Gewühl losmachen, und zu uns kommen; denn dieses Kriegselend hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie besuchen.

Meine Frau wird Ihnen selbst schreiben. Auch Göritz hat versprochen, etwas beizulegen. Meine Schwägerin, die jetzt hier ist, empfiehlt sich Ihrem Andenken. Lassen Sie uns ja bald wieder einige Worte von sich hören und vergessen Sie nicht

Ihren Sie ewig liebenden Freund

Schiller.

Aus dem Anfang des folgenden Briefes von Schiller sehen wir, daß uns hier wieder ein Brief seiner Frau fehlt; eben so wenig finden wir das Schreiben vom 26. August, das in ihrem eignen Briefe vom Herbst dieses Jahres erwähnt wird. Sie sind mit so vielen andern Blättern verloren gegangen. Erst vom Jahr 1804 an ist die Reihe ihrer Briefe weniger unterbrochen.

5.

Jena den 20. Merz 1793.

Ich begleite diesen Einschluß von meiner Frau nur mit wenigen Zeilen, um Sie meines Gedenkens zu versichern und zugleich Ihre Anfrage zu

beantworten. Der Eintritt des Frühjahrs hat meine Umstände wieder verschlimmert, und die ganze Litanei der fatalen Zustände herbeigeführt, wovon Sie voriges Jahr zu Leipzig und Dresden ein Pröbchen gesehen haben. Wo es nur irgend meine Gesundheit zuläßt, bin ich thätig, und suche mich durch ein wissenschaftliches Interesse über körperliches Leiden zu erheben. Aber ganz will es doch nicht gehen, obgleich dieß der einzige Weg ist, mir meine Existenz erträglich zu machen.

Ihre Geschäftigkeit freut mich gar sehr; und daß Sie bei diesen bedenklichen Constellationen leiser gehen, finde ich sehr billig. Man kommt mit jedem Tag mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menschen das Bessere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß diese Ostermesse eine neue und äußerst wichtige Schrift von Kant erscheint, deren Inhalt Sie wohl schwerlich errathen dürften. Nichts Geringeres als eine Deduktion der Nothwendigkeit

einer positiven Religion und einer Kirche aus philosophischen Gründen, und eine — freilich mehr platonische als exegetische — Erklärung des Christenthums. Die Schrift wird bei Göpfert gedruckt unter dem Titel: „Philosophische Religionslehre," und ein (Ihnen wahrscheinlich schon bekannter) Aufsatz über das Radikale Böse, der in der Berliner Monatsschrift steht, ist die Einleitung und das Fundament des Ganzen. Sie werden sich darüber ärgern und zugleich freuen, wie es uns Allen damit gegangen ist. Weder Theologen noch Philosophen (wenigstens keiner aus dem großen Haufen von Beiden) werden ihm für diese Schrift Dank wissen, die übrigens doch ganz seines Geistes würdig ist. Die Erklärung, die er dem christlichen Religionsbegriff unterlegt, ist so treffend als überraschend; freilich geht er damit so frei um, wie die Griechischen Philosophen und Dichter mit ihrer Mythologie, und er ist so aufrichtig, sich auf dieses Beispiel zu berufen und seine Freiheit damit gewissermaßen zu entschuldigen.

Lassen Sie Sich diese Schrift ja von Leipzig kommen. Sie wird Anfang der Messe zu haben seyn.

Universalgeschichte lese ich diesen Sommer nicht, sondern werde die Aesthetik, mich der ich nicht fertig geworden bin, fortsetzen. Ueberhaupt werde ich über eine, höchstens zwei Stunden in der Woche nicht lesen, weil meine Zufälle mich gar zu oft unterbrechen. Außerdem habe ich für den Sommer eine, sehr viel Zeit kostende schriftstellerische Beschäftigung. *

Zu der Hoffnung, die Sie uns obgleich nur sehr problematisch geben, daß wir Sie vielleicht dieses Jahr sehen, möge das Schicksal Amen sagen.

Adieu, liebster Freund. Ich schreibe Ihnen ausführlicher, wenn ich mich wieder erholt haben werde.

Ihr

ewig ergebener

Schiller.

* Vielleicht meint er damit die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die erst später fertig wurden, und die Abhandlung über das Erhabene. Auch arbeitete er an dem vorzüglichsten seiner Werke, am Wallenstein, den er erst im Jahr 1799 vollendete, mit dem er sich aber schon seit dem ersten Jahr seiner Verheirathung (1790), „dem glücklichsten in Schillers Leben," herumtrug.

Wir laſſen jetzt den Brief folgen, worin Schiller ſeinem Freunde die bevorſtehende Reiſe nach der Heimath, nach Schwaben, meldet, die für ihn insbeſondere durch die Bekanntſchaft mit Herrn v. Cotta und den mit ihm verabredeten Plan zur Herausgabe der „Horen" ſo folgenreich geworden iſt, und namentlich auch das ſchöne Verhältniß mit Göthe herbeigeführt hat. * Er wollte den Herbſt und den Winter in der Reichsſtadt Heilbronn zubringen; in's Würtembergiſche zu gehen, aus dem er vor länger als zehn Jahren geflüchtet war, glaubte

* „Auf die Einladung zur Theilnahme an den Horen beſuchte Göthe Schiller in Jena, und in einem Geſpräche entſtand die Annäherung, die wir ſo lange gewünſcht hatten. Es war eine merkwürdige Stunde, über die ein günſtiges Geſchick den reichſten Segen ausſchüttete. Aus dem vertrauten, freundſchaftlichen Verkehr ſolcher Geiſter mußten die edelſten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Litteratur bietet uns einen ſo ſchönen, aus ächter, reiner Begeiſterung für Wahrheit und Schönheit entſprungenen Verein, ein ſo inniges, neidloſes Zuſammenſtreben nach dem höchſten Ziele dar; und auch als Muſter des deutſchen Nationalſinns, der das Große und Weſentliche rein zu ergreifen, und ſich aller kleinlichen Beziehungen zu entſchlagen vermag, kann dieſes Verhältniß gelten, dem in einer vieljährigen Correſpondenz die gediegenſte, ſchönſte Darſtellung wurde" Frau von Wollzogen Th. 2. S. 116.

er nicht wagen zu dürfen. Doch schon im September zog er von Heilbronn nach Ludwigsburg, da er auf eine Zuschrift an den Herzog von Würtemberg zwar keine Antwort erhalten, aber erfahren hatte, der Herzog habe öffentlich geäußert, „Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignorirt werden." *

6.

Jena den 25. Juli 1793.

Wir haben lange Zeit nichts von einander gehört, liebster Freund; aber Ihr Andenken lebt frisch in unseren Herzen. Möchte es Ihnen so wohl gehen als ich es wünsche und hoffe. Mit mir ist es noch das Alte, weder schlimmer noch besser; doch genieße ich zuweilen einen freien, heitern Augenblick, den ich dann zu benutzen suche. Beiliegendes ist eine Probe davon. ** Nehmen Sie damit vorlieb, theurer

* Frau von Wolzogen Th. 2. S. 102.

** Waren es einzelne, schon fertig gewordene Scenen aus dem Wallenstein? oder etwa die um jene Zeit erschienene Abhandlung Ueber Anmuth und Würde, die (nach Hoffmeister Th. 2. S. 311) „an Umfang und Werth Alles übertraf, was er bisher über Aesthetik geschrieben hatte."

Freund, und betrachten Sie es als eine Geburt derjenigen erträglichen Stunden, die ich meiner Krankheit abstehlen mußte.

Meine kleine Maus wird mir in sechs bis acht Wochen ein großes, großes Geschenk machen. * Sie hat sich seit Anfang dieses Jahres sehr oft übel befunden, daß mir für ihre Gesundheit ernstlich bange wurde, und Sie können denken, theurer Freund, daß der Anblick ihres Leidens und die Furcht, sie vielleicht ganz und gar zu verlieren, meinen eigenen Zustand mir schwer genug machen mußte. Aber wie angenehm hat sich dieses unglückliche Räthsel ihrer Zufälle gelöst. Sie ist schon im achten Monate schwanger, und ich sehe mich nicht bloß von einer schweren Besorgniß befreit, sondern blicke noch einer der schönsten Lebensfreuden, nach der ich so lange mich gesehnt habe, entgegen. Wir verlassen Jena in zehn Tagen, um

* Die frohe Hoffnung ging in Erfüllung: am 14. September kam Schillers ältestes Kind, sein Sohn Karl zur Welt, wie wir in dem folgenden Briefe von der glücklichen Mutter selbst hören werden.

den Herbst und Winter in Heilbronn zuzubringen, theils weil ich von meiner vaterländischen Luft mehr für meine Genesung hoffe, theils auch weil ich dort zu Verpflegung meiner Frau und ihres Kindes bessere Anstalten machen, und mehr Hülfe finden kann.

Ihren Herrn Pfeifer* sehe ich zuweilen und finde ihn so decidirt für's Aesthetische gestimmt, daß ich von seiner wissenschaftlichen Bildung nicht sehr große Erwartungen habe.

Reinhold hat einen Ruf nach Kiel, und es heißt, er werde ihn annehmen. Hufeland wird in drei Wochen Ehmann. Schmidt ist wieder hier.

* Er ward später Stadtsekretär zu Bonn, seiner Vaterstadt. Es existirt von ihm ein, im Genre der Müllner'schen Verse geschriebenes Trauerspiel, „Karl der Kahle" betitelt, wenn ich nicht irre, wenigstens spielt es am Hofe dieses Kaisers; auch ein Bändchen Gedichte hat er drucken lassen, die, wie jene Tragödie, jetzt vergessen sind. In seinem Amt war er untadelhaft, und hat in seinem Neffen und Nachfolger der Stadt Bonn einen Beamten herangebildet, der ihr in mißlichen Zeiten treue Dienste geleistet hat, die dort nicht vergessen sind. — Von Schiller mag eine so ernste Warnung vor dem Aesthetischen Manchem unerwartet kommen.

Beilage bitte ich Sie an ihre Adreſſe abgeben zu laſſen. Von ganzem Herzen der Ihrige

S.

7.

Ludwigsburg den 7. November 1793.

Da Sie ſich gewiß mit uns von Herzen erfreuen, lieber Freund, ſo iſt es mir nicht länger möglich, Sie nicht Theil an der frohen Begebenheit nehmen zu laſſen, ob Sie mir gleich eine Antwort ſchuldig ſind; — nicht daß ich ſie verlange, ſondern weil ich wünſchte, Nachricht von Ihnen zu haben, und Ihnen den 26. Auguſt von Heilbronn geſchrieben habe. Vor allen Dingen aber wiſſen Sie nur, daß ich einen Sohn habe. Den 14. September kam ich nieder, und habe ohne weitere üble Zufälle die Wochen glücklich überſtanden, bin auch jetzt ſo ziemlich wohl. Nun, Lieber, empfehle ich Ihnen auch den kleinen Schiller, laſſen Sie ihm auch einen Theil ihrer Liebe zukommen, die er ſich hoffentlich wird zu erwerben wiſſen. Ich möchte wohl, daß Sie ſich eine deutliche Idee von ihm machen könn-

ten; aber wenn ich ihn beſchreiben wollte, würden Sie mich doch immer der Parteilichkeit beſchuldigen können. So viel aber iſt gewiß, daß er ſo hübſch iſt für ſein Alter als er nur ſeyn kann.

Er hat die Geſichtsfarbe von Schiller, und wird wahrſcheinlich blond bleiben;* meine Naſe und Mund hat er, dächte ich; er iſt ſchon ziemlich groß; nur freilich ſieht er noch aus, als hätte er kein Intereſſe in der Welt als ſein Eſſen, und gibt noch kein Zeichen von Aufmerkſamkeit, aber das wird nun bald kommen. Schiller macht er ſchon viele Freude, und wird ihm noch mehr geben, je mehr er ſeine Fähigkeiten ſich entwickeln ſieht.

Wir haben unſern Wohnort für dieſen Winter verändert, und bleiben in Ludwigsburg, wo Schiller ſeine Familie und ſeinen Jugendfreunden näher iſt als in Heilbronn. Dort war es uns gar zu leer an Unterhaltung. Der reichsſtädtiſche Ton iſt nicht der angenehmſte. — — —

— — Ich verlange wenig von [redacted]enſchen mehr, und bin leicht zufrieden, wenn ich nur

* Sie hat richtig prophezeit: er iſt blond geblieben.

einen artigen Umgang finde und Cultur, die mir wohl macht im Umgang. Da ich nichts für mein Herz ſuche, ſo bin ich leicht befriedigt, und Sie können alſo glauben, daß ich unparteiiſch beobachte.

Ich fühle mich ſo reich in Schiller's Liebe, in dem Beſitz meiner wenigen Freunde, in dem Beſitz meines kleinen Karl (ſo heißt er), daß ich überall glücklich bin, wo ich Ruhe habe, und es mir alſo auch hier wohl iſt. Wären Sie mit uns, mein lieber Freund, ſo wäre ich wohl noch glücklicher. Ihr Umgang gab uns ſo viel Freude; und auch Sie waren gern bei uns, fühle ich. Wären Sie jetzt mit uns, würde Sie auch der Kleine freuen. Nicht wahr?

Sie und Frau von Stein ſind die einzigen Menſchen, die ich vermiſſe, und von denen es mir ſchwer fällt, mich getrennt zu wiſſen. — Nun iſt es ein Jahr, daß Sie von uns ſind! Ich dachte oft daran in dieſer Zeit. Haben Sie denn gar keine Geſchäfte in dieſer Gegend? Wenn Sie nur zur Condolenz nach Stuttgart mitgeſchickt würden! *

* Vom kurfürſtlichen Hofe zu Bonn. Kurz vorher war der Herzog Karl von Würtemberg geſtorben.

Es ist nur drei Stunden von hier. Letzt war ich dort, und wir waren zusammen in der Akademie. Schiller hat jetzt keine Rücksichten mehr zu beobachten, weil der Herzog todt ist, und hat freien Fuß. Hier war er schon früher ungestört, und der Herzog ignorirte ihn; aber nach Stuttgart konnte er doch nicht so, ohne dieß.

Ich sah Schillers Bild von Graf in Dresden, das Professor Müller in Kupfer sticht. Ich finde, Schiller hat mehr Geist noch in seiner Physiognomie, aber schöner ist das Bild.*

In Stuttgart gefällt es mir gut in Ansehung des Umgangs.

* Bald hernach machte auch Dannecker Schillers Büste. Es kommt darüber in einem ihrer spätern Briefe (vom 21. Juli 1809) eine Stelle vor, die Dannecker Freude machen wird. Frau von Wolzogen sagt (II. 292): „Die ähnlichsten Bildnisse Schillers sind: Danneckers Marmorbüste, auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar; ein Oelgemälde von Graf, im Besitz des Staatsraths Körner in Berlin, und ein anderes von einer Stuttgartischen Künstlerin, Simanowitz, welches die Geh.-Kirchenräthin Griesbach in Jena besitzt. Nach beiden letzteren sind gute Kupferstiche erschienen, nach dem ersteren von Müller in Stuttgart, nach dem zweiten im Weimarischen Industrie-Comptoir."

Ich wäre sehr begierig auf Nachrichten von Ihnen, was Sie über die politischen Begebenheiten denken. Aber mehr noch wünschte ich von Ihnen selbst zu wissen, ob Sie gesund sind, wie Sie leben? Ich wünsche Ihnen einen freien Tag und rechte Lust zum Schreiben, und daß Sie mir einmal ausführlich über sich und Ihre Familie sprächen und wie Sie leben. Reiset vielleicht jemand Ihrer Bekannten in unsere Gegend, so schicken Sie ihn zu uns, daß wir viel von Ihnen hören. Alles was aus den Rheingegenden kommt, muß hier durch; wir logieren gleich neben der Post. Ich denke oft, es wäre doch ein möglicher Fall, daß Sie in diese Gegend reisten, und da wär' es mir recht traurig, wenn Sie nicht wüßten, daß wir hier sind.

Meine Schwester ist noch mit mir; es macht mir viel Freude. — —

Nun, lieber Sohn, leben Sie wohl. Schiller umarmt Sie. Er ist hier ein noch nachlässigerer Correspondent als in Jena, weil er mehr Besuche und Zerstreuungen hat; sonst hätte er gewiß schon geschrieben, denn bei Ihnen schweigt er gewiß nicht

aus Mangel an Liebe. Schreiben Sie bald, arbeiten Sie ja nicht zu viel und gehen auch spazieren. Da es gegen den Winter zu geht, so muß ich eine Ermahnung wieder anbringen, nicht so viel bei Licht zu arbeiten. Mein großer Sohn muß mir auch recht folgen und nun dem kleinen mit gutem Beispiel vorgehen. Empfehlen Sie mich Ihrem Bruder. Noch einmal, leben Sie wohl und sagen uns bald ein Wort. Und erhalten Sie uns unverändert Ihre Freundschaft, so wie Sie es von mir überzeugt seyn können. Adieu! Adieu.

L. S.

Im Mai 1794 kehrte Schiller nach Jena zurück, und es begann hier für ihn eine neue, schöne Zeit poetischer Thätigkeit und Produktivität.

Für Fischenich sollte indeß eine Reihe schlimmer Tage kommen. Es war in Frankreich die Saat aufgegangen, für die man — nicht dort allein — so eifrig den Boden gelockert, die Körner ausgestreut hatte; und nachdem dort alle gesellschaftlichen

und ſittlichen Bande gelöst waren, ſollte die Reihe auch an die Nachbarländer kommen. Unaufgehalten drangen die franzöſiſchen Heere gegen den Rhein. Derſelbe Kurfürſt von Köln, der — unter dem Einfluß ſchlimmer Räthe, insbeſondere auch des Bonner Univerſitäts-Kurators Freiherrn von Spiegel — ſeinen guten Antheil daran gehabt hatte, ſeine Unterthanen für die neuen Lehren empfänglich zu machen, ſchickte ſich ſchon an, ſein Land zu verlaſſen. Unverholen, mit einer furchtbaren Macht, machten ſich die revolutionären Tendenzen auch am Rhein geltend. Was der Kurfürſt-Erzbiſchof gegen den Papſt verſucht hatte, verſuchte — mit mehr Glück — ein Theil ſeiner Unterthanen gegen ihn.

Welch eine Lage für Fiſchenich, der vor den Gräueln der franzöſiſchen Revolution zurückſchauderte! Die Lehren, die er vorgetragen hatte, fielen doch im tiefſten Grunde mit denen zuſammen, die in Frankreich die Keime geweſen zu dem, was in ſo ſchrecklicher Geſtalt dort ſich entwickelte. „Die Schreckenszeit, wie ſie jetzt ins Leben trat, hatte auch früher in Frankreich zuverläſſig Niemand

gewollt; das aber ist die Nemesis, die durch die Revolutionen schreitet, daß die Geister des Abgrunds wider den Willen der Einzelnen erscheinen, wenn Uebermuth oder Unverstand die Zauberformel gesprochen haben, die sie emporrief." *

Wie Schiller vom Nationalkonvent ein Bürgerdiplom zugeschickt bekam,** so hatten die Männer, die das, was man damals Freiheit nannte, am Rhein zu predigen sich anschickten, auf seinen Freund, auf den jungen Professor des Naturrechts, ihr Auge gerichtet.

Aber schon früher hatte ihn das reine und richtige Gefühl, das ihn immer ausgezeichnet hat, über die Consequenzen dessen, was Schiller in dem oben mitgetheilten Briefe das neue Evangelium nannte,*** bedenklich gemacht. Gleich in dem darauf

* Jarcke, Vermischte Schriften (München, Literar.-Artist. Anstalt 1839) Bd. 2. S. 383.

** In dem, von dem bekannten Minister Roland ausgefertigten Diplom hieß er Gille, publiciste allemand. Den Publicisten Gille hatte man anfangs nicht ausfindig machen können, bis endlich das Diplom durch Ehren-Campe an den rechten Mann kam.

*** S. den Brief Nr. 4.

folgenden Briefe hören wir dieß von Schiller selbst, der es billigt, daß er zurückhaltend geworden sey, von Schiller, der damals — man kann es nicht leugnen — doch noch auf dem Standpunkt derer stand, „die, wie es so häufig geschieht, die Principien der Revolution lieben und die terroristischen Folgerungen hassen, oder die schönen Tage der Revolution bedauern, die durch schlechte Menschen getrübt und in Leid und Trauer verwandelt wären.“*

Als — gegen das Ende des Jahrs 1794 — die Franzosen in Bonn einrückten, war es für Fischenich nicht zweifelhaft, welche Partei er zu ergreifen habe, schwankte er nicht einen Augenblick darüber, welche Stellung er gegen diese Fremden und Einheimischen — die sich dazu verbrüdert hatten, alle heiligen Rechte niederzutreten, allen frommen und edlen Gefühlen Hohn zu sprechen — einzunehmen, und daß er vor Allem seine Treue gegen seinen Landesfürsten, gegen den flüchtigen Kurfürst Maximilian Franz, zu bewähren habe.

* Jarcke a. a. O. Bd. 2 S. 380.

So entschieden er war, so muthig zeigte er sich auch. An Gelegenheit fehlte es nicht, „seine Anhänglichkeit an seinen Regenten mit häufiger, oft sehr dringender eigener Gefahr, auf eine dem Feinde selbst Achtung gebietende Art zu bethätigen. Er widersetzte sich mehrmals, ohne Rücksicht auf jene Gefahr, den Geboten des Feindes, und er war es unter Anderm, welcher besonders dazu beitrug, daß die ärmere Volksklasse seiner Vaterstadt der neuen cisrhenanischen Republik die Brote zurücksandte, welche sie zur Feier ihrer Installirung unter sie hatte vertheilen lassen. Die Achtung der neuen Machthaber für ihn konnte ihn aber dennoch nicht bewegen, ihre Dienste anzunehmen, wogegen sie diesem schon damals gesuchten jungen Manne nicht gestatteten, ihm angetragene fremde Dienste zu nehmen." *

So sah denn Fischenich sich aus der schönen

* S. den oben angeführten Nekrolog Fischenichs, der von dem nun auch schon verstorbenen, aus Köln gebürtigen Geh. Ober-Revisionsrath Blanchard verfaßt ist.

Laufbahn, die ſich vor ihm geöffnet, herausgeriſſen, alle Hoffnungen, die ſich daran geknüpft, plötzlich vernichtet!

Wir Andern aber, die wir bei Fiſchenichs Andenken verweilen, fühlen uns freudig gehoben durch den Gedanken, wie ſchön Fiſchenich ſeine Unabhängigkeit bewahrte. Von öffentlichen Geſchäften zurückgezogen, lebte er den Wiſſenſchaften und ſeinen Mitbürgern, denen er (wie wir von dem oben genannten Freunde und Altersgenoſſen Fiſchenichs hören) „auf die reinſte, uneigennützigſte Weiſe“ Rath zu ertheilen unermüdlich war. Den Kreis deſſen, was er ſelbſt bedurfte, wußte er ſo enge wie möglich zu ziehen: dieß war das Geheimniß ſeiner Unabhängigkeit.

Wie ſehr vermiſſen wir Schillers und ſeine eigenen Briefe aus dieſer Zeit!

Erſt vom Jahr 1799 haben wir wieder einen Brief mitzutheilen. Schiller ſtand damals in der Fülle des Glückes und des Ruhmes; ſeine Geſundheit war beſſer, als ſie ſeit vielen Jahren geweſen; nie hatte er mit mehr Luſt und Erfolg gearbeitet.

Am 17. März 1799 hatte er „den Wallenstein geendigt.“* Schon das Jahr vorher hatte er die

* Was wir hier und im Folgenden mit Anführungszeichen notiren, sind Schillers eigene Worte. Sie sind Schillers Kalender-Notizen entlehnt, und ich führe sie buchstäblich an, damit nicht die Aeußerungen von Frau v. Wolzogen (Th. 2. S. 176 und S. 179), daß Schiller schon im Jahr 1798 den Wallenstein beendigt und am 30. Januar 1799 die erste Vorstellung desselben Statt gefunden habe, auf den ganzen Wallenstein bezogen werden, und so über einen, freilich unbedeutenden Punkt durch eine solche Autorität chronologische Irrthümer sich festsetzen. — Was jene Notizen von Schillers eigener Hand betrifft, sie sind in (mit Papier durchschossene) Kalender eingeschrieben, und haben besonders auch das Interessante, daß wir daraus sehen, welch ein sorgfältiger, ordnungsliebender Hauswirth Schiller gewesen ist. Wir finden da — zwischen Notizen wie diese: „Göthen die 2 ersten Akte des Wallenstein geschickt (8. März)“; „Wallenstein geendigt, Göthen den Wallenstein geschickt, Iffland den Wallenstein geschickt (17. März)“; „Maria Stuarts Geschichte angefangen zu studiren (26. April)“; „dritten Akt der Maria Stuart angefangen (27. August.)“ — auch ganz andere, die das Hauswesen betreffen, z. B. „1799. 26. Januar 1 Wagen Eichenholz 8 Thlr.“, „27. April. Hauszins an Griesbach,“ „13 Juli. Zapf* nebst einem Eimer Wein zu 20 Thlr.,“ „3. Sept. Besoldungsquartal 100 Rthlr.“ (Wir erfahren hier auch, daß Schiller, selbst nachdem er schon den Wallenstein vollendet hatte, immer nur noch

* Zapf bedeutet s. v. a. ein Brief von Zapf. Dieser Hr. Zapf war Weinhändler in Jena.

letzte Hand an das Lager und die Piccolomini gelegt. Noch im Jahr 1798 war das Lager aufgeführt worden;* am 30. Januar 1799, dem Geburtstag der Herzogin Luise, war die „erste Vorstellung der Piccolomini," ** am 20. April die „erste

einen jährlichen Gehalt von vierhundert Thalern bezog. Und diese wurden ihm nicht einmal voll ausgezahlt; von jenem Besoldungsquartal von hundert Thalern mußte er noch abgeben.) Es heißt in den Notizen weiter: „17. Sept. Besoldungsgebühren 8 Rthlr. 13 Gr. an die Kanzlei; 1 Thlr. Trinkgeld an den Ueberbringer." (Da es auffallen könnte, daß er am 3. Sept. die Besoldung erhielt und erst am 17. Sept. des Trinkgelds gedacht wird, so füge ich aus den Notizen hinzu, daß er an jenem Tage, am 3. Sept., von Weimar nach Rudolstadt abgereist, von da nach Weimar und am 15. Sept. nach Jena zurückgekehrt war.) Vorzüglich aber wurden von Schiller in seinen Kalender-Notizen die Familien-Begebenheiten verzeichnet.

* „Wir waren mit Göthe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Der Wallone erschien uns wie eine beinah homerische Gestalt. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt über unsre Freude, und Göthens herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig." Frau v. Wolfzogen Th. 2. S. 176.

** „Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung Wallensteins. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben

Vorstellung Wallensteins." Schon am 26. April hatte er „Maria Stuarts Geschichte angefangen zu studiren," am 4. Juni „Maria angefangen auszuarbeiten," und am Tage vor der Absendung des hier folgenden Briefes seiner Frau, am 25. Juli 1799 war schon der „erste Akt der Maria fertig, der zweite angefangen."

8.

Jena den 26. Julius 1799.

Daß mich Ihr Brief freute, lieber Freund, müssen Sie wohl fühlen. Er kam mir unerwartet;

Jahren. Göthens freundschaftlicher Antheil und die allgemein erhöhtere Stimmung der Gesellschaft gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst. Wir hatten nun eine Tragödie, das erste Stück, was nach Götz von Berlichingen unser eignes deutsches Leben aussprach. Es ist eine so weite und reiche Welt, die der Wallenstein umfaßt, es gibt der seelenergreifenden Worte und Reden so viele in ihm, daß alle erregbaren Gemüther sich gern damit begrüßten und sie zum Ausdruck ihres Einverständnisses wählten. Die tiefe Wahrheit der Natur durchathmet dieses Gedicht, und man fühlt und lebt in den Bildern desselben in Momenten, wo unser Dasein sich aus seinen Fugen drängt, und kehrt besänftigt in sich selbst zurück." Frau v. Wolzogen Th. 2. S. 179.

und damit Sie sehen, wie fest mein Glaube an die Dauer Ihrer Freundschaft ist, so kam er nur dem meinigen zuvor, denn in Gedanken schrieb ich Ihnen schon längst, weil wir gar zu gerne wissen wollten, wie Sie leben, mein lieber guter Sohn. Ich leugne nicht, daß ich mit einem Gefühl mit Sorge vermischt Ihrer denke; deßwegen haben Sie Dank, daß Sie der Eingebung des guten Geistes folgten und uns diese Zeilen sandten und dieß Lebenszeichen. Sie sind unter uns und der Glaube an Sie ist bleibend, auch wenn Sie schweigen; aber wir hören deßwegen doch gern was Sie machen. Daß Sie krank wären, fürchtete ich oft schon; diesen kalten unfreundlichen Sommer fürchte ich auch nicht wenig für Ihre Gesundheit; nehmen Sie sich ja in Acht, und nehmen Sie auch Mittel gegen die Gicht, daß sie nicht einreißt. In Ihren Jahren ist es noch Zeit vorzubauen.

Ueber Schiller würden Sie sich recht freuen mit mir. Er ist ein ganz anderer Mensch, so lebhaft, thätig, und hat viel weniger mit seinen Uebeln zu kämpfen. Ich möchte, Sie wären mit

uns und hätten sich mit mir über den Wallenstein freuen können. Vor Ostern wird er nicht gedruckt; daher müssen Sie noch lange warten. Körner schrieb mir, daß er den größten Beweis von Schillers Gesundheit und Kraft im Wallenstein wiedergefunden habe; und ich glaube, er hat Recht, denn ein Kranker kann solche Stärke des Ausdrucks nicht auffinden. Vielleicht haben Sie in der Allgemeinen Zeitung die Auszüge gelesen und Sie können doch einen Begriff sich vom Ganzen machen.

Ich selbst bin die Zeit her nicht immer wohl gewesen;* aber in einigen Monaten wird es besser seyn, hoffe ich.**

* Sie trug ihr drittes Kind, ihre älteste Tochter Caroline, die „einige Monate" später zur Welt kam.

** Es ward aber da erst recht schlimm. Frau von Wollzogen erzählt: „Der Niederkunft meiner Schwester folgte ein Nervenfieber, was Schiller und uns Alle in die schmerzlichste Sorge versetzte. Beinahe an sechs Wochen war eine Schwäche des Kopfes, oft völlige Geistesverwirrung, zurückgeblieben. Der treffliche Starke war auch hier ein Retter. Seine Geschicklichkeit und Schillers sorgsame, zarte Pflege in der Behandlung solch eines traurigen Zustandes, die Wartung der guten Mutter und

Die Kinder sind wohl und gedeihen, sie leben wie die Pflanzen meist in der Sonne und Luft, und das Gartenleben thut ihnen wohl; ich glaube, sie wären nicht so stark, wenn sie nicht das freie Leben genössen. Sie machen uns viel Freude die Kleinen! Oft, wünsche ich meinen ältesten großen Sohn zu mir, daß er sich auch mit uns freuen könnte; ich denke mir oft, mit welcher Liebe Sie die Kleinen ansehen würden, und wie Sie auch von Ihnen geliebt würden, denn sie sind sehr weich und Anhänglichkeit fähig.

der treuen immer gleich hülfreichen Freundin Griesbach bewirkten eine vollkommene Genesung. Dieser schmerzlichen Erinnerung zu entfliehen, sich in neuer Umgebung in Weimar zu erheitern, war für Schiller und meine Schwester ein dringendes Bedürfniß."

Hören wir auch, wie Schiller in seinen Kalender-Notizen der Geburt des Kindes und der Krankheit seiner Frau gedenkt: „11. Oktober Caroline Henriette Luise Nachts um halb eilf geboren. — 15. Okt. Caroline getauft. Pathen: chère mère, Gleichen, Göthe. — 21. Okt. An diesem Tage ist Lolo um Vieles besser gewesen und hat einen Brief geschrieben. — 23. Okt. An diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden. Gewacht. — 25. Okt. Caroline, Göthe gewacht. — 3. Dec. An diesem Tage sind wir nach Weimar gezogen."

Was Sie mir über den Zustand der Dinge sagen, ist das Nämliche, was ich in meinem Sinn oft dachte; und so weit ich von der Welt lebe, so sind die nämlichen Resultate aus meinen stillen Beobachtungen entstanden. Ich glaube Alles was Sie sagen.

Herr A., * den Sie zu uns schickten, dem Schiller so viel er konnte gedient hat, sprach von Ihnen in einem Ton, den ich gerne höre. Die Achtung der verschiedensten Menschen ist der größte Beweis von einem ehrenvollen Betragen in jeder Lage, und ich freute mich, wie eine Mutter sich des Wohlverhaltens ihres Sohnes freuen muß.

Hier selbst leben wir sehr still, und sind mit Allen gut freund, aber mit Wenigen auf ein geselliges Verhältniß gestimmt. Niethammer, der eine gute, anspruchlose Frau hat, mit der ich unter den Frauen hier am liebsten lebe, macht unsere meiste Gesellschaft aus, wir sehen uns jede Woche einmal; auch der Professor Schelling, den Sie

* Ich konnte den Namen nicht lesen, darum steht blos der Anfangsbuchstabe.

wohl aus seinen Schriften kennen; dieser gehört zu dem Cirkel.

Mit Paulus'ens kommen wir selten zusammen; er ist kränklich und hat viele Geschäfte. Die Frau weicht auch in ihrer Bahn ganz von der meinigen ab, und wir stoßen uns nicht zurück, aber wir haben die Anziehungskraft verloren. — — — Ich lebe auch hier gerne einsam; da ich oft in Weimar bin, wo ich meine Schwester und meine alten Freunde habe, so halte ich mich dort schadlos für die Entbehrung der Gesellschaft hier. Goethe ist auch oft hier,* und wenn man Schiller und ihn zusammen sieht und hört, so wird der Geist reich an Mitteln der Anwendung der Zeit und des Lebens, ohne leeres Geschwätz zu bedürfen, was dem Geist nichts gibt und dem Herzen. — Wenn Sie mich sähen, lieber Freund, hoffe ich, Sie würden mich ein bischen klüger und auch hoffentlich

* Dieses Zusammenseins mit Göthe wird auch in jenen Kalender-Notizen gedacht, z. B. (1799): „16. Sept. Göthe hier angekommen. Göthen die zwei ersten Akte der Maria vorgelesen."

beſſer finden. Ich fühle mich in mir glücklicher und reicher wie ſonſt, und ich habe allen guten Willen, immer weiter zu ſtreben. Das iſt es doch eigentlich, was des Lebens Genuß erhöht, wenn man nach Veredlung ſeiner Kräfte ſtrebt. — Bei aller meiner Ernſthaftigkeit denken Sie aber nur, daß ich auch recht luſtig bin, und heiterer, weil ich das Leben ruhiger anſehe und Schiller geſünder iſt. Könnten Sie jetzt bei uns ſeyn! — Sollen wir uns nicht wiederſehen? Sagen Sie mir, wie Ihre Plane für die Zukunft ſind. Wollen Sie gar nicht mehr reiſen?* Wir ſind nun wohl auf immer hier, oder doch in der Gegend, denn wie es jetzt ſteht, könnten wir nur zwiſchen hier und Weimar wählen. Das Reiſen aber gebe ich nicht auf, und wir hoffen das Meer noch zu ſehen, was uns ein ſehr wünſchenswerther Gegenſtand iſt. Das ſind unſere Plane und Ausſichten.

* Wir hören ſie noch oft Fiſchenich zu Reiſen einladen. Sie vergißt, daß ihm dazu die Mittel fehlen, daß er ſich ſehr einſchränken muß.

Was macht ihr Onkel? Und Ihre Schweſter? Ich hoffe, ſie iſt noch bei Ihnen; ſie pflegt Sie gewiß recht treulich? Unſere Freunde haben Manches erlebt. Stein, der in Breslau angeſtellt iſt, war voriges Frühjahr dem Tode nahe an einem Faulfieber. Ich litt zweifach, um ſeinerſelbſt willen und mit der Mutter, die ich jetzt oft ſehe, und deren Freundſchaft mir mit jedem Jahre werther wird; wir leben das Leben in der ſchönen Uebereinſtimmung unſerer Gemüther, die uns jedes Jahr enger noch verbindet. Meine Mutter iſt auch wohl, und wir ſehen uns oft; ſie freut ſich, ihre Töchter ſo nah' zu haben. *

Sie ſehen, mein lieber Sohn, daß wir in unſerer Familie und im kleinen Cirkel unſerer Freunde leben, Schiller thätig und wirkſam durch die Schöpfungen ſeines Geiſtes, ich theilnehmend, jedes ſeiner Gefühle theilend, mit der Sorge für

* Wir haben oben (Seite 49 Note *) einer in dieſem Jahr nach Rudolſtadt, wo die Mutter wohnte, unternommenen Reiſe Schillers gedacht. — Schillers Schwager wohnte in Weimar; er war Herzogl. Kammerherr und Kammerrath.

die Kinder und das Haus beschäftigt; so vergeht mir das Leben. Ich kann fast gar nicht mehr zeichnen; ich habe zu wenig Ruhe; man muß nichts außer sich wissen was Antheil fordert, wenn man dieses Talent üben will; auch wollen die Kinder immer helfen und Alles sehen. Sonst schickte ich Ihnen eine Aussicht aus unserm Garten,* daß Sie die äußern Gegenstände kennen lernten, die uns umgeben.

Göritz hat endlich nach ein paar mühseligen Jahren, wo er als Vikarius die Woche einen halben Gulden einnahm, einen Helfersdienst bekommen; es ist die Stelle eines Diakonus, um es Ihnen deutlicher zu machen. Fichard mag — — — — manches Ungemach erdulden. Unser Cirkel von 92 war mir letzt so gegenwärtig wieder, weil ich den

* Sie hatten in der Stadt ein Quartier bei Griesbachs; im Sommer wohnten sie in einem vor der Stadt gelegenen Garten, der Schillers Eigenthum war, was ihm viel Freude machte. „Landbesitz (sagt Frau v. Wollzogen) dünkte ihm von jeher dem Leben eine Festigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerste Spitze des nahen Berges sich hinzogen, noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee."

Berg hinauf fuhr nach Sulza zu. Ich dachte lebhaft, wo wir Alle wären und was wir indeß erlebt hätten. Jetzt war nur Schiller mit mir, sonst ist jedes Glied der Gesellschaft an einem andern Ort und in mehr oder weniger angenehme Lagen gekommen. — Jetzt finde ich gar keine Stimme mehr für neue Freunde in meinem Herzen; ich erhalte mir lieber das Andenken an die, die ich besitze, und möchte keine neuen erwerben, daher ist mir die Vergangenheit immer noch so nahe.

Ich finde auch nicht leicht oder gar nicht zwei solche Menschen wieder wie Sie, lieber Freund, und Stein, denen ich mein Zutrauen so geben könnte, und auf deren Freundschaft ich wieder so rechnete. Stein ist gar artig geworden, er ist so theilnehmend und rege in seinem Geist, und doch dabei ruhig, und die Welt hat ihn gebildet, daß er weitere Ansichten hat. Wenn ihn nur seine Krankheit nicht zurückgebracht hat! Sein letzter Brief war so traurig, wie ich es nicht an ihm gewohnt bin, ich möchte sagen nach seiner Art empfindsam. — Ich vergesse ganz, daß uns ein so

weiter Raum trennt, und erzähle Ihnen, als wären Sie bei mir. Sie sehen daraus, daß ich immer dieselbe Stimme für Sie in meinem Herzen wiederfinde, die Saiten der Unterhaltung mögen so selten erklingen als sie nur wollen. Schreiben Sie mir bald wieder, wo möglich in ein paar Monaten und ausführlich über sich. Schiller umarmt sie herzlich, Sie sind ihm immer so lieb wie sonst und Alles, was Sie angeht, interessirt ihn herzlich.

L. Schiller.

Sollten Sie vielleicht einen gewissen Reinhard* kennen, der in Köln angestellt ist? Er war in Jena, ehe er hinkam. Ich sah ihn nicht oft hier; aber es ist ein Freund von Niethammer, daher kenne ich ihn.

Die kleinen Brüder empfehlen sich; sie haben Ihr Bild recht lieb und verlangen es zuweilen.

* Er war aus Schwaben, ein Bruder des bekannten Grafen Reinhard.

Von 1799 bis 1804 ist wieder eine große Lücke in der Reihe unserer Briefe. Schiller hatte unterdeß, nachdem der Wallenstein — an der Neige des Jahrhunderts, gleichsam eine neue Zeit verkündend — erschienen war, rasch nacheinander unvergängliche Werke geschaffen.

Eins der ersten nach Vollendung des Wallenstein entstandenen größeren Gedichte, die Glocke, hatte Schiller sogleich im Manuscript Fischenich zugesandt. Dieser — um den sich ein Kreis eifriger Schüler geschaart hatte, denen er juristische Vorlesungen hielt — in seiner Freude über das schöne Gedicht, brachte es mit in sein Auditorium und las es vor. *

* Wo ist dies Manuscript hingekommen? Und wo werden die Manuscripte der Schillerschen Tragödien bewahrt? Das Manuscript des Wallenstein ist in England. Wissen wir auch nur den Ort, wo es da unter Schloß und Riegel liegt? Man sollte denken, die Deutschen hätten solche Hinterlassenschaft ihres edelsten Dichters treuer bewacht! In Spanien wenigstens hütet man die Manuscripte der Werke der heil. Theresia wie ein Kleinod und einst waren die Könige dieses Landes stolzer darauf wie auf den seltensten Edelstein ihrer Krone. Ist denn wirklich unter uns die Verehrung Schillers nicht wahr und tief?

Nur gegen Ende 1799 und in der ersten Hälfte des Jahrs 1800 hatten Schillers Arbeiten ruhen müssen. Am 27. August 1799 hatte er den dritten Akt der Maria angefangen; aber schon am 3. September heißt es in jenem Kalender-Tagebuch: „Pause in der Maria." Dann dauerte es lange, ehe er sie fortsetzen konnte. Von Rudolstadt, wohin er an jenem Tage gereist war, ging er nach Weimar; nach seiner Rückkehr nach Jena (15. September) mußte er der Niederkunft seiner Frau entgegensehen; ihre Krankheit folgte darauf, der Umzug nach Weimar, und zuletzt, im Frühjahr 1800, ward er selbst krank. * „Nach seiner Genesung warf er sich wieder mit neuen Kräften in die Ausarbeitung der Maria Stuart. Um den letzten Akt ungestört auszuarbeiten, ging er nach Ettersburg, einem Jagdschloß des Herzogs, welches an einer Anhöhe liegt, die rings von Wald umgeben ist." ** Noch vor dem Ende des Jahres ward die Maria fertig. Sogleich ging er an die Jungfrau von Orleans,

* Er notirt selbst: „Anno 1800 war ich sehr krank."

** Frau v. Wolzogen II. 201.

die er schon im Sommer des Jahrs 1801 beendigte. Im Herbst war er selbst bei einer Vorstellung derselben im Theater zu Leipzig gegenwärtig. „Der Enthusiasmus des Publikums äußerte sich auf die rührendste Weise, und der Genuß seiner Freunde an diesem Triumph des Genius brachte ihn Schillern selbst lebendiger ans Herz.“ * Schon war er mit der Braut von Messina beschäftigt. Seine Schwägerin, die damals mit ihm und seiner Frau die Reise nach Dresden und Leipzig gemacht hatte, erzählt: „Er sprach gern von seinen Dichtungsplanen mit uns, deren Ausführung noch fern lag. Von der Braut von Messina hatte er viel gesprochen, und wir fragten oft: ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden? Sobald es ihm mit der Ausarbeitung Ernst wurde, schwieg er darüber.“

* A. a. O. II. 225. Es scheint, daß er auf die Johanna weniger Zeit verwandt hat, als auf irgend eine seiner anderen Tragödien; aber sie steht auch vielleicht — trotz dessen, was wir hier über die Leipziger Aufführung hören, und des schönen und tiefen Eindrucks, den gelungene Darstellungen dieses Stücks nirgend verfehlen werden — einzelne, unvergleichliche Stellen abgerechnet, hinter den meisten Schillerschen Trauerspielen der spätern Zeit zurück.

Zu Ende des Jahrs 1802 war sie vollendet. „Am letzten Abend des Jahres las er uns die Braut von Messina vor; wobei auch unsere gute Mutter zugegen war. Es war ein herrlicher Abend. Schiller war sehr heiter und versprach uns, jeden Sylvester-Abend mit einer neuen Tragödie zu feiern.“ Anfangs 1803 erschien das Stück auf der Weimarer Bühne, in einer „vollkommen gelungenen Darstellung;“ Schiller war sehr erfreut und gerührt, und in den letzten Scenen, als man den todten Prinzen getragen bringt, sagte er zu uns: „Das ist nun doch wirklich ein Trauerspiel.“* Nach der Vollendung der Maria hatte er sogleich die Ausarbeitung des Tell begonnen; schon im Februar 1804 ward er in Weimar aufgeführt. „Schon bei der Beendigung des Tell trug er den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber, und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen.“ Aber zuerst eine Reise nach Berlin (im Frühjahr 1804), dann eine gefährliche Krankheit Schillers unterbrach diese Arbeit.

* A. a. O. II. 236.

Schiller war im Sommer 1804 nach Jena gezogen; seine Frau wollte dort ihre Niederkunft erwarten, da sie für Starke ein ausschließendes Vertrauen hegte. Bei einer Spazierfahrt in kühler Abendstunde zu leicht gekleidet, hatte er sich erkältet, und heftige Anfälle von Kolik waren die Folgen davon. Seit dem 24. Juli war er bedenklich krank: den Tag darauf kam seine Frau mit ihrer jüngsten Tochter Emilie nieder. „Die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsäglichen Leiden wurde bedenklicher. Ob er gleich nach diesem Anfalle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu seyn. Während er in dem obern Zimmer so bitter litt, und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich, und wir konnten ihm die neugeborne Tochter bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing.“ *

* A. a. O. II. 266.

Auf dieſe Krankheit Schillers und auf ein Schreiben, das damals Fiſchenich an ihn gerichtet, beziehen ſich die beiden folgenden Briefe von Schiller und ſeiner Frau. Wir laſſen den letztern, den größern und intereſſantern Brief vorangehen. Schiller, den die Beendigung einer auf Goethe's Veranlaſſung zum Empfang der neuen Erbprinzeſſin, Großfürſtin von Rußland, für die Weimarer Bühne unternommenen Arbeit drängte, konnte dem Briefe ſeiner Frau nur wenige Zeilen beilegen.

9.

Weimar den 8. November 1804.

Ihr Brief, theurer lieber Freund, hat mich zu ſehr gerührt, um länger zu ſchweigen, und dieſe wenigen Augenblicke,* die mir jetzt bleiben, ſollen

* Alles, was zum Hof gehörte, war in größter Bewegung und Thätigkeit, um die neue Erbprinzeſſin am andern Tage zu empfangen. Da Frau von Schiller am Hof erſcheinen mußte, ſo war auch ſie in die Unruhe hineingezogen und mußte auf mancherlei Vorbereitungen bedacht ſeyn. Dennoch ſchrieb die Vielbeſchäftigte ihrem und ihres Mannes geliebtem Freunde dieſen langen Brief!

Ihnen gehören; Sie sollen von Schiller, von mir wissen, gleich heute: denn ich möchte alsdann lange nicht zu einer ruhigen Stunde kommen, da mein Schwager * zurückkommt von seiner langen Reise nach Petersburg, und wir morgen die Großfürstin Maria erwarten und als unsere neue Fürstin sie begrüßen müssen, und manche gesellschaftliche Zerstreuung mir die Sammlung meines Gemüths rauben könnte.

Ich habe viel gelitten in diesem Sommer, in diesem ganzen vorigen Jahre möchte ich sagen. Ich hätte Ihnen gern geschrieben, ungeachtet Ihres Schweigens. Aber ich fühlte mich so schwach, daß ich fürchtete, Ihnen zum letzten Mal zu schreiben, mein ewig lieber Sohn! Sie können mir nie fremd werden, und mein Schicksal ist Ihnen auch nie gleichgültig. Dies fühle ich immer. Aber heut fühl' ich es stärker als je, denn die Stimme der Freundschaft in der Noth zu vernehmen, ist das

* Wilhelm von Wolzogen hatte als Kammerherr den Erbprinz von Weimar nach Petersburg begleiten und dort während der Vermählungsfeierlichkeiten verweilen müssen.

Tröstlichste, was dem Herzen widerfahren kann. Ihr Wille war, mir Ihren Antheil zu zeigen; Gottlob, daß ich mit frohem Herzen Ihnen sagen kann, daß Schiller besser ist, daß er thätig ist, denn er ist heut sehr beschäftigt, weil er ein kleines Vorspiel der Großfürstin * zu Ehren macht, was heut fertig seyn soll, um übermorgen den 10ten gespielt zu werden. **

* Die Großfürstin, Maria Paulowna, war die Schwester Kaiser Alexanders, von dem unten (in dem Briefe Nr. 16) die Rede ist.

** Es kam doch erst zwei Tage später (am 12. Nov.) auf die Bühne. — Zweierlei hatte Schiller im Auge, woran er in diesem Vorspiel, der Huldigung der Künste, die Fürstin erinnern wollte: daß sie, wie in ihrem Vaterlande, so auch in der neuen Heimath Liebe fände, —

„Was sie Theures dort besessen,
Unverloren bleibt es ihr;
Hat sie Liebe dort verlassen,
Findet sie die Liebe hier."

und dann, daß ihr im Tausch für die goldne Pracht der Marmorpaläste, die sie dort verlassen, hier die Schätze der Kunst und der Poesie geboten würden. Die Künste, sieben Göttinnen, gegen die Fürstin gerichtet einen Halbkreis bildend, schlossen mit den Worten:

Ich bin seit drei Monaten Mutter einer kleinen lieben Tochter, die Emilie heißt; der Name der neuen Schwester darf dem großen Bruder nicht fremd bleiben. Aber vorher war ich sehr krank, und glaubte, ich könnte die Ankunft der Kleinen nicht erleben. In dieser Angst und Noth, wo ich Mühe hatte, mich aufrecht zu erhalten, um Schillers Muth nicht sinken zu lassen, der um mich sehr besorgt war, bekam er einen Anfall von Kolik; er war in großer Gefahr! Ich wußte es damals nur halb. Denken Sie aber, daß eben, wie Schillers Schmerz auf's Höchste stieg, ich meiner Entbindung nahe kam, und den zweiten Tag von Schillers Krankheit wurde die Kleine geboren.

Wir waren in Jena, wo ich meine Wochen hielt, und Starkens Sorgfalt dankt Schiller und ich das Leben. Er hat Schiller unermüdet gepflegt, und mich in den Wochen mit einer großen

„Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben."

Geſchicklichkeit behandelt, ſo daß ich keinen von den Anfällen ſpürte, die mich das vorige Mal ſo angriffen. Ich konnte in der vierten Woche ſchon wieder nach Weimar. Schiller ſehnte ſich hieher, weil er dort Manches vermißte.

Es iſt mir, als ſey ich an einem Abgrund vorübergegangen, wenn ich jetzt daran denke, wie es hätte mit uns werden können! wie mit meinen Kindern!

Schiller hat lange an Schwäche gelitten, und nach dem kurzen Schmerz ging die Geneſung ſehr langſam. Den 24. Juli wurde er krank, und kaum ſeit drei Wochen hat er ſeine vorige thätige Stimmung wieder; noch iſt er ſehr reizbar, und muß ſich vor Luftveränderungen ſehr hüten.

Wären Sie bei uns, oder in unſerer Nähe! Ach, ich fühle wohl, daß es Ihnen nicht wohl iſt, nicht ſeyn kann! Und ich ſtrebe ſehnlich nach einer andern Beſtimmung für Sie in meinem Plane. — Was kann noch aus uns Allen werden; es iſt ſo ungewiß und getrübt. — Ich möchte, Sie könnten nach Regensburg reiſen. — Schiller wird unſer'

Freund* nie bei sich selbst anstellen, ob er ihm gleich Beweise seines Andenkens gibt, und auch thätige. Aber seine eigene Lage ist zu prekär, dünkt ihm,** und er mag Recht haben. Aber Sie könnten ihm sehr nützlich seyn in seinen Geschäften. Er braucht thätige, brave Menschen in dieser Zeit, bei diesem Zeitgeist. — Mein Plan wäre, Sie reisten nach Regensburg. Schiller wird gern für Sie dorthin schreiben, und Ihre Wünsche, unsre Wünsche aussprechen. Die Religion *** wird Sie auch empfehlen, und wäre ein Grund mehr, dünkt mir; denn Sie können da wirksam seyn, wo es Andre nicht können. — Ich denke mir, wenn unser Freund Sie sähe, so müßte der Wunsch recht lebendig werden,

* Der Fürst Primas. Er war damals in Regensburg.

** „Der edle Dalberg, der die Zerstörung deutscher Verhältnisse immer klarer einsah, und der alle großmüthige Unterstützung, die er Schillern seit dem Antritt seiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie seine eigene Existenz ihm sehr prekär erschien, äußerte, daß er keinem Freunde rathen könne, sein Glück an sein schwankendes Schiff anzuschließen.“ Frau von Wollzogen II. 264.

*** Fischenich war katholisch.

Sie zu beſitzen. — Denken Sie darüber nach; eine Reiſe dorthin könnte nicht ſo umſtändlich ſeyn, oder nächſten Sommer nach Aſchaffenburg; vielleicht wären wir auch dort, denn Schiller muß bald hin, um einmal ſeinen Dank auszuſprechen. Ganz in der Stille und unbemerkt für die Welt geſchieht es immer, daß unſer Freund zeigt, daß er auch einen reellen Antheil nimmt an dem Gewöhnlichen des Lebens, und deßwegen verſchweigen wir es auch jedem Andern. Aber er rechnet auf uns, als wenn wir ihm angehörten. Sie werden es auch ſo bewahren, im Herzen, lieber Sohn. Ich ſage es Ihnen nur, daß Sie unſre Verhältniſſe zu ihm kennen.

Ich hatte große Sorge dieſen Sommer: wir waren dieſes Frühjahr in Berlin; man war ſehr artig gegen Schiller, und machte ihm vortheilhafte Anträge, dort zu bleiben. Mein ganzes Herz war verwundet bei dieſen Ausſichten; denn ſo troſtlos wie die Natur, waren mir die nähern menſchlichen Verhältniſſe auch. Meiner Familie * wegen hätte ich

* D. h. ihrer Kinder wegen.

nicht dagegen sprechen können. Aber man hat sich hier thätig und freundschaftlich gezeigt, und unser Herzog hat für Schiller gethan, was er verlangt;* und wir sind nun fester an den hiesigen Boden geknüpft. Dies bleibt auch unter uns; denn man wünscht hier nicht, daß es bekannt werde. Bei meinem Gefühl der Krankheit war mir diese Krisis auch angreifend, und ich war froh, wie sich's entschieden hatte.

Ich bin nach und nach in den Zustand gekommen, nur das Nahe, Gegenwärtige zu genießen und in meinem Herzen zu leben und in dem, was mich zunächst umgibt, für Schiller, für meine Kinder, für wenige Freunde fern und nahe; daher ist mir eine Veränderung des äußern Zustandes

* Dies heißt hier s. v. a was er nur wünschen kann. Denn Schiller, der nach dem Maßstab der Weimarer Verhältnisse keine höhern Ansprüche machen zu dürfen glaubte, hatte nichts verlangt. „Aber der Herzog ließ sich hier von dem ächten Fürstengefühl leiten, dem edlen Stolze, ein so ausgezeichnetes Talent sich in seiner Nähe zu erhalten. Aus eigener Bewegung that er, was möglich war, um Schillern eine sorgenfreie Zukunft zu versichern." Frau v. Wollzogen II. 265.

kein wünschenswerthes Ereigniß, und ein Leben in der großen Welt sehr lästig. Ach die Menschen verlieren immer mehr die hellen Farben der jugendlichen Phantasie, je länger und näher man sie sieht. Das Neue reizt mich selten mehr, denn es ist nicht besser, und mit dem Alten habe ich Geduld und Schonung. Ich möchte nur noch recht viel wissen und sehen, um das bleibende, ewige Gefühl, das einen ergreift, wenn man über die Weltordnung, über die große Harmonie der Natur nachdenkt, recht festhalten zu können. Das Schicksal verwandelt immer die Welt und die menschlichen Verhältnisse, aber der Blick in die große unendliche Welt in uns und um uns ist das immer Bleibende und Tröstliche, und darauf stützt sich das bewegte Gemüth am liebsten. — Daß das Gefühl der wahren Freundschaft auch ewig ist und unendlich, denke ich mir so gern, und rechne Sie zu den bleibenden Gütern meines Lebens. Dies hat mich Ihr freundlicher Brief wieder aufs neue hoffen lassen. Ihr Schweigen war mir auch traurig, nicht weil ich an Ihrer Freundschaft zweifelte, aber weil ich fürchtete, es

ſey Ihnen nicht ſo zu Muth, uns zu ſchreiben; ich fürchtete auch, Sie könnten krank ſeyn, weil ich weiß, daß Sie an der Gicht leiden. Wenn wir öfter von Ihnen hören könnten, wenn wir in unſern Briefen mit einander leben könnten, ſo wär' es mir ſehr angenehm. Aber es iſt nun einmal nicht in Ihnen, lieber Freund, daß Sie ſich ſchriftlich mittheilen, und weil ich mit D. Pangloß le meilleur des mondes possibles annehme, ſo muß es wohl auch gut ſo ſeyn, ob es mir gleich durch den Effekt nicht angenehm iſt. Gäbe es ein Mittel, Sie artiger zu machen, ſo würde ich es gerne verſuchen, weil ich meinem Sohn meine mütterliche Hülfe auch in der Ferne nicht entziehen möchte, und es mir ſelbſt wohlthätig wäre, mich mitzutheilen. — Ich habe recht mit Sehnſucht an Sie gedacht, als ich die Gegenden von Jena wieder ſah, wo wir ſo froh und glücklich mit einander waren. Jetzt iſt Alles zerſtreut. Auch Niethammer iſt in Würzburg nun.

Schiller fühlt wie ich Ihr freundſchaftliches Theilnehmen an uns, und ſagt aus ſeinem Herzen,

das Ihnen stets ergeben ist, die herzlichsten Grüße. Ich habe heute Abend mit ihm über meine Plane für Sie gesprochen. Er meint, ob Sie keinen Geschäftsmann kennten, der mit unserm Freund in Verbindung steht, in geistlichen oder weltlichen Angelegenheiten? Eine solche Empfehlung würde mehr wirken als bloß die der Freundschaft, meint Schiller; weil Dalberg auf die Menschen, die in ihrer Phantasie leben, nicht das Vertrauen hätte, als auf Geschäftsmänner. Denken Sie nach, handeln Sie! Ich könnte es unendlich wünschen, jemanden von Ihrem Charakter in seiner Nähe zu wissen, auch wenn ich Sie nicht als Freund so schätzte, und nun gehört es zu den wärmsten Wünschen meines Herzens.

Ich möchte, Sie könnten meine Kinder sehen: sie würden Ihnen Freude machen. Jedes ist gut, und in seiner Art liebenswürdig; sie haben keine Hauptunarten; sie sind leichtsinnig, kindisch, unbesonnen, aber nie aus Halsstarrigkeit bösartig. Die Knaben lernen Griechisch und Latein, und Caroline lernt nähen, sie ist gar lustig und unterhaltend, schwatzt unendlich, fast zu viel. Die

kleine Emilie sieht gar gutmüthig und freundlich in die Welt, und ist körperlich schön * und wohl.

Meine Mutter und Schwester sind wohl. Letztere ist jetzt bei uns zum Besuch. Frau von Stein ist wohl und mein großer Trost hier in der Gesellschaft. Stein hat sich vorigen Monat verheirathet; eine Fräulein Stosch aus Schlesien. Sie ist gut erzogen und soll sehr liebenswürdig seyn. Ich freue mich sehr, daß Stein nicht mehr so isolirt ist.

Sie sagen mir nichts von dem guten alten Onkel. ** Ich hoffe, Sie haben noch den Trost, sein Alter zu pflegen. Was macht Ihre Schwester?

* So haben wir sie, zwei Decennien später, in Köln gesehen. Die Wenigsten wußten, daß es Schillers Tochter sey; aber Alles blickte nach ihr, wenn sie vorüber ging, und betrachtete sie mit Entzücken.

** Schon im vorigen Briefe haben wir sie nach dem Onkel (Hrn. Oberpfarrer Löltgen selig) fragen hören. Fischenichs Schwester starb das Jahr darauf. (Vgl. den Brief Nr. 12.) Auch der Onkel ist schon lange todt, und nur Wenige gedenken noch des freundlichen alten Herrn. (Desto frischer ist in Bonn noch das Andenken an seinen Nachfolger, den allgemein und innig verehrten Hrn. Domkapitular Iven, jetzt Generalvikar in Köln.)

Schreiben Sie mir bald, ich bitte Sie, und ausführlich über sich. Sie sehen, daß ich es auch so gemacht habe. Sagen Sie mir über Ihre Lage, Ihre Geschäfte etwas. Es ist mir Alles wichtig, was Sie angeht. Leben Sie wohl; wir bleiben Ihnen ewig ergeben.

L. Schiller.

Verzeihen Sie meinen zweifärbigen Brief. Ich eilte aber sehr, und mochte den Posttag nicht vorbeilassen, ohne Sie über Schiller zu beruhigen. Adieu. Adieu.

Schiller, von dem der vorhergehende Brief Grüße meldet, wollte, gedrängt durch seine Arbeit, nicht selbst an Fischenisch schreiben. Aber er konnte, wie wir sehen, es nicht über sich gewinnen, nicht ein paar Worte wenigstens an ihn zu richten. Das Blatt, das er dem Briefe seiner Frau beilegte, enthält folgende Zeilen:

10.

Lieber Fischenich!

Nur zwei Zeilen zum herzlichen Dank für Ihre liebevolle Theilnahme an mir und an den Meinigen. Ihr Brief hat uns innigst gerührt; das ist die wahre Freundschaft, die einen im Unglück aufsucht. Gottlob, daß die Ursache Ihrer Furcht diesmal ungegründet war. Zwar war ich einige Tage sehr krank und brauchte auch einige Monate zu meiner Herstellung. Nun aber befinde ich mich wieder ganz ordentlich und sehe dem Winter ohne Furcht entgegen. Mit meiner Frau und den Kindern geht es vollkommen gut und von dieser Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben.

Seyn Sie herzlich von uns umarmt, liebster Freund. Warum können wir Sie nicht auch in einer Ihrer würdigen Thätigkeit glücklich sehen! Sind Sie denn so sehr an Ihren vaterländischen Boden gefesselt?

Ewig der Ihrige

Schiller.

Wir haben oben gehört, daß Schiller sich von seiner Krankheit noch nicht ganz erholt hatte, als er die Huldigung der Künste schrieb. „Noch ist er sehr reizbar," schreibt seine Frau, an demselben Tage, wo er gedrängt war, diese Dichtung zu beendigen. Gleich nach seiner Rückkehr von Jena nach Weimar hatte ihm Goethe den Antrag gemacht, das Vorspiel, womit die Erbprinzessin im Theater empfangen werden sollte, zu schreiben. „Er lehnte anfangs diesen Antrag ab, da er sich unwohl fühlte, und weil ihm diese Dichtungsart bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Aber Goethe's freundliches Dringen, das liebenswürdige Bild der jungen Fürstin, das er aus den Beschreibungen derer, die ihr nahe standen, aufgefaßt, und das Rührende der ganzen Situation erzeugten bald eine der schönsten Schöpfungen dieser Art in der Huldigung der Künste." *

Ach, hätte man nicht in ihn gedrungen! Bei

* Frau v. Wollzogen II. 267. Die Stelle bezieht sich namentlich auf die Briefe, die Hr. von Wollzogen von Petersburg aus an Schiller geschrieben hatte.

angegriffener Gesundheit, von außen gedrängt, zu schreiben, mußte ihm verderblich werden. Wie wird er sich Zwang anthun, wie wird er wieder Kaffee, „der ermunternd auf ihn wirkte," haben trinken müssen, den er jetzt gewiß mehr als je nöthig hatte, sich in Stimmung zu setzen!

Es dauerte nicht lange, so kam eine neue Arbeit dieser Art, die Uebersetzung der Phädra. Goethe * erzählt uns: „Schiller, durch den 30ten Januar gedrängt, arbeitete fleißig an der Phädra."

Schiller mußte eilen, sie zu vollenden: am Geburtstag der Herzogin (30. Jan.) sollte sie aufgeführt, vorher aber erst auf's beste eingeübt werden. Eine Arbeit, einmal übernommen, nicht auszuführen, wäre gegen seine Natur gewesen. Er setzte gleichsam seine letzten Kräfte daran, nicht zu spät damit zu kommen. In seinen Kalendernotizen lesen wir: „14. Januar: Heute wurde ich mit der Phädra fertig, nach 26 Tagen. 20. Januar: Heute Leseprobe der Phädra."

* Goethe's Werke Th. 31. S. 191.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Lesen wir in jenen Notizen weiter! Nachdem er am 2ten Februar: „Ein Klafter Eichenholz, 7 Rthlr. 15 Gr.“ notirt hat, schreibt er bald darauf: „8. Februar: hatte ich in der Nacht den Fieberanfall. 11. Februar: Fieberanfall in der Nacht.“

Und am 1sten März schreibt seine Frau, das Herz voll Wehmuth: „Schiller wurde wieder krank: einen anhaltenden Katarrh hatte er längst, aber jetzt bekam er einen Anfall katarrhalischen Nervenfiebers.“

Sie schreibt dies an Fischenich, und ihr Herz wird erleichtert, indem sie sich ausspricht. Hier folgt ihr Brief:

11.

Weimar den 1. März 1805.

Ich will Sie nun auch keinen Tag länger warten lassen, lieber Freund, und benutze den ersten besten Moment, den mir das Schicksal gönnt, Ihnen zu schreiben. Ich fürchte, Sie möchten unruhig über den Empfang Ihres letzten Briefes seyn können,

und hätte Ihnen gern früher ein Wort nur gesagt. Aber es ließ sich nicht thun, es gab zu viel Abhaltungen und meist traurige.

Es war ein böser Winter! Die ersten Wochen nach meinem Brief gingen in Zerstreuungen hin, die aber doch dem Herzen nicht viel Genuß gaben. Ich bin zu ernsthaft, um mich lange in der leeren unbeschäftigten Welt herum treiben zu können. Lachen Sie nicht über meinen Ernst, lieber Sohn. So sehr mein Herz das alte ist, so sehr ich mir suche die Gefühle der frühern Jugend zu erhalten und so heiter und muthig ich seyn kann in manchen Momenten: so hat doch das Schicksal mich gebildet, seit Sie von uns sind, und der kalte Hauch des Lebens, der Wirklichkeit möchte ich sagen, hat manche Blüthen der Phantasie abgestreift. Die Sorgen um Schiller im vergangenen Jahr, meine eigene Unbehülflichkeit, mir Muth zu schaffen, kostete mir manche gewaltsame Anstrengung. Da ich kaum anfing, mich zu sammeln, kamen neue Uebel. Die größeren Kinder waren an Windblattern krank, es war unbedeutend, aber doch

raubte es mir mein Gefühl von freier Thätigkeit. Zuletzt wurde die kleine liebliche Emilie sehr bedeutend krank, ich fürchtete Alles für sie. Dies dauerte drei Wochen, und nun zuletzt wurde auch Schiller wieder krank: einen anhaltenden Katarrh hatte er längst, aber jetzt bekam er einen Anfall katarrhalischen Nervenfiebers. — Zu dem kam eine bedeutende Krankheit von Göthe,* die mir auch meine Ruhe nahm. Seine Freundinnen können ihm da leider nichts seyn; nur durch ihren Antheil fühlen sie, was er ihnen ist. — War es in meinem eigenen Hause ruhig, so hatte ich meine Schwester zu pflegen, die auch abwechselnd krank war.

So ging mir dieser Winter hin, der durch seine drückende ungewöhnliche Kälte mich auch noch körperlich drückte. Alles war krank durch den langen bösen Winter. Ich fürchte, Sie sind auch krank, lieber Freund; denn so schön es in Ihrer Gegend auch seyn mag, so ist das südliche Deutschland **

* Ueber Göthe's, sowie über Schillers Krankheit in dieser Zeit berichten Heinrich Vossens Briefe, der ihnen beiden nahe stand.

** Wozu sie, wie man sieht, Bonn gerechnet haben will.

eben so wenig von den Krankheiten verschont geblieben, die uns hier verfolgten.

Es ist mir oft recht niederschlagend, daß ich mir Ihre Natur, Ihr schönes Boun nicht mehr als ein Paradies denken kann. Aber das Schicksal, das Tausende nicht verschonte und Ihnen den Glauben und die Hoffnung an das Beste raubte, fragt nicht nach dem frohen Wahn eines einzelnen Individuums.

Daß wir Antheil an Ihnen nehmen, Sie glücklich machen möchten, wenn es in unserer Macht stände, ist uns als gar kein so großes Verdienst anzurechnen. Lieber guter Sohn, wollte der Himmel, daß wir etwas dazu beitragen könnten! Nachgedacht haben wir indeß oft und viel, und gewünscht! Plane machen wir immer; es ist auch Schillers ernstlicher Vorsatz, eine Reise, vielleicht einen längern Aufenthalt in einem südlichen Theil von Deutschland zu machen, seiner Gesundheit wegen. — Daß da Aschaffenburg mit in unserm Weg ist, versteht sich. Eigentlich meint Schiller, er möchte ein paar Monate in Schwaben

zubringen, um die vaterländische Luft wieder einzuathmen. Frankfurt und Aschaffenburg gehören aber entweder bei der Rückreise oder Hinreise in unsern Plan. Sie sollen es immer erfahren, daß Sie Zeit hätten, die Reise zu unternehmen. Vor Mai oder Juni unternehmen wir aber in keinem Fall eine Reise. Es machte mir eine unbeschreibliche Freude, Sie wieder zu sehen; auch Schiller freute sich unendlich. Ihr Brief hat ihn sehr, sehr gefreut. Es freute ihn so, sagte er, daß Sie so lebendig der vorigen Zeiten gedächten und gern in dieser jugendlichen Epoche lebten, und das Andenken daran sich so frisch erhalten hätten.

Wenn ich Sie könnte hier sehen, damit Sie alle vier Kinder sehen könnten, dies wäre mir wohl am liebsten. Mit allen können wir wohl nicht reisen; und wenn ein paar zurückbleiben, so ist mein Herz getheilt. — Ich sage es nicht laut, aber ich kann oft mich schon betrüben, daß ich doch Karl nun bald der Welt mehr überlassen muß; er wird zwölf Jahr. Ich muß mich nach und nach an den Gedanken gewöhnen lernen, ihn ohne mich

zu denken und fremden Menschen die Sorge seiner Existenz zu überlassen. Es gehört zu seiner eignen Bildung, daß er in die Welt verschlagen wird; er muß sich sein Schicksal selbst machen lernen. Zu was er sich bestimmt, weiß ich nicht. — — Er hat viel Kopf und Fähigkeit. — — Jetzt lernt er Sprachen, Latein und Griechisch; ich will erst ruhig seyn, wenn er darin zu etwas kommt; er kann dann Manches unternehmen. Braucht er dieses Studium nicht zu seiner Bestimmung, so giebt es ihm einen Reichthum des Gemüths, und Genuß, den er im gewöhnlichen Kreise des Lebens als eine große Stütze brauchen kann.

Wenn Sie, lieber Freund, Lehrer an einer Universität wären, und ich könnte dort einst einen meiner Söhne unter Ihrer Aufsicht wissen, so würde mir dies eine große Beruhigung seyn. Ernst hat viel Anlagen zum Selbstdenken und hat Fleiß und Liebe sich zu unterrichten; er faßt leicht. Er hat am meisten Aehnlichkeit mit Schiller; nur ob er so genialisch wird, kann man noch nicht wissen. Aber ich denke mir, Ernst soll studiren,

wenn er zu nichts Andrem eine bestimmte entschiedene Neigung zeigt. Zum Soldat bestimme ich keinen. Es würde mich sehr unglücklich machen, in der Zeit der Gefahr einen Sohn im Krieg zu wissen; und in der Zeit der Ruhe ist es ein Leben, das einen Menschen, der nicht in sich selbst eine Quelle von thätigem Leben des Geistes hat, niederdrückt; und der unendlichen Langeweile, die dieser Stand hervorbringt, unterliegen viele thätige Geister doch am Ende. Die schöne Illusion, für sein Vaterland, seine Nation zu fechten, ist bei uns Deutschen so verschwunden; man kann nur Enthusiasmus für die engern Verfassungen, für seine Familie, im strengsten Sinn, sich erhalten; sonst ist Alles aufgelöst, oder so leicht zusammengehalten, daß jede größere Macht zerstören kann, wenn sie den Willen hat.

Ich wollte Ihnen so viel über Sie, über Ihre Lage sagen, und bin so weitläufig über mich selbst, und meine Wünsche für meine Familie geworden. — Ich habe auch gehört, aber von keinem ganz bewährten Zeugen, daß die Universität in Aschaffenburg

wieder soll in Aufnahme kommen. Ich glaube, wenn die ganze Existenz unsres Freundes erst gesichert ist, (und vielleicht hat seine jetzige Reise darauf Einfluß,) so thut er gewiß was er kann für die Wissenschaften; denn es ist ein Wirkungskreis, der ihm Freude macht, und wo er auch mit seinem Geist viel umfaßt. Ich habe das Gefühl, wenn Sie einander kennen lernten, wenn er Sie verstehen lernt, fühlt, was er an Ihnen hat, so muß ihm Ihr Besitz von großer Wichtigkeit seyn. — Er ist vorsichtig jetzt in seinem Wirkungskreis, und unternimmt nichts was er nicht leisten kann. Ich glaube, es unterblieb daher Manches bis jetzt, was er für die Wissenschaften zu thun gesonnen war. Sobald er aber über seine politische Existenz gesichert ist, hoffe ich Alles. Träten Begebenheiten ein, die Ihnen Ihre Lage zu unbequem machten, so glaube ich wohl, würde der Versuch einer Reise nicht mißlingen. Hätte es Zeit, so wäre eine einzige mündliche Unterredung mit Schiller vielleicht das beste Mittel, zum Zweck zu kommen. Wenn unser Freund Sie durch Schiller kennen lernt und erfährt, wie

edel und brav Sie sich in jeder Lage betragen, wie Sie Ihren Charakter niemals verleugnet und immer wahr und offen Ihren Weg gingen; so muß er Sie schätzen, und wünschen, daß Sie für ihn wirken möchten. — Es geschehe was wolle, so würde es mich sehr glücklich machen, wenn wir Sie wiedersehen könnten. Lieber treuer Freund! Das Gefühl unsrer bleibenden Freundschaft macht mich sehr glücklich.

Sie und Stein, die mir unsern Cirkel in Jena lieb machten, machen mir auch die Welt jetzt lieber, denn ich erlebe meine Freude an Beiden. Stein ist ein braver Mann geworden, der das Vertrauen und die Achtung Aller erwirkt, die unter ihm stehen; und seine Collegen schätzen seinen Fleiß und Ernst in Geschäften. — Käme ich in Ihr Vaterland, so würde ich von Ihnen auch viel hören, was mich rühren und freuen würde. Dies fühl' ich, lieber Sohn! — Ihr jetziger Platz * muß Ihrem

* Nach dem Frieden von Lüneville hatte Fischenich von den Franzosen ein Amt angenommen. Er war in seiner Vaterstadt als Magistrat de sureté angestellt worden. Obige Stelle bezieht sich darauf, daß er durch dies Amt — das er nicht gesucht hatte,

moraliſchen Gefühl oft Schmerz geben; denn die Menſchheit von der Seite ſehen zu müſſen, iſt kein Genuß; da man ohnehin zu früh den Glauben an das Gute in der menſchlichen Natur verliert. Aber Sie können viel Nutzen ſchaffen, manchem Unſchuldigen Recht ſchaffen, und durch kluge Behandlung vor künftigen Fehlern ſchützen. Dies muß Sie tröſten und aufrichten.

Niethammer iſt Conſiſtorialrath in Würzburg. Ich hoffe, es ſoll ihm gut gehen. Er hatte immer einen braven Charakter; ſeine Frau, die ein ſehr liebes gutes Geſchöpf iſt, hat ihn ſehr gebildet für's Leben. Er iſt mir ſeiner Anhänglichkeit an Schiller wegen ſehr ſchätzbar. In ſeinem Umgang hat er ſich nicht viel geändert, nur die übereilte Lebhaftigkeit hat er verloren. Göritz und — ſind aber die Subjekte, über die man ſich nicht freuen kann. Göritz hat einen böſen Weg gemacht. Unter Anderm hat er zwei Mal des Geldes wegen geheirathet: einmal eine ſchwindſüchtige Frau; und

und das ſeiner Neigung wenig zuſagen konnte — eine Art von Kriminal-Inquiſitor war.

die zweite Frau, die er auch des Geldes wegen nahm, hatte das Unglück, ihr Geld durch einen Bankerott ihres Bruders zu verlieren. Er ist Geistlicher im Würtenbergischen; wird sich aber wenig Ehre erwerben, fürchte ich. Es war eine gutmüthige, aber leichtsinnige Natur, den seine Weichlichkeit und sein Hang zum Luxus verdorben haben. Als er zum zweiten Mal in Jena war, hatte ich mehr Noth mit ihm als Freude. Denn er war sich selbst durch Unthätigkeit zur Last, und konnte zu keiner Bestimmung des Lebens kommen, und hatte keinen Trieb, durch seinen Kopf sich hervorzuthun, so daß ich, unter uns gesagt, fürchtete, er könne nicht einmal einer Dorfgemeinde eine Predigt halten. So weit hatte ihn wahrscheinlich Leichtsinn und Hang zur Gesellschaft gebracht. Nun wollte er noch Medizin studiren, bei dieser Unthätigkeit des Geistes. Es half auch kein Zureden seiner Freunde; dies weiß ich durch Niethammer. Zuletzt ward er aus Noth Geistlicher. Was er jetzt eigentlich treibt, weiß ich nicht, denn wir hören nur durch Tradition von ihm.

In Jena sieht es traurig aus; die vielen neuen Universitäten, die errichtet werden, thun der unsren Schaden, und alle Professoren streben weg. Daß aber anderwärts viel Ersprießliches entstünde, daran zweifle ich; man hört wohl von Streitigkeiten der Gelehrten, aber nichts von dem, was sie für die Wissenschaften thun.

Daß Sie den berühmten Frager in Köln haben, dazu wünsche ich Ihnen nicht Glück, lieber Freund, denn es ist keine wünschenswerthe Acquisition. Ich hoffe auch, Sie bleiben fern von ihm. Hüten Sie sich vor seiner Freundschaft. Ich sage es Ihnen aus guten Gründen. Er ist unbescheiden im höchsten Grad und theilt gern die Börse wie das Herz seiner Freunde. Ich habe allerlei von ihm gehört über diesen Punkt. Ich möchte es nicht öffentlich sagen, weil ich ihm nicht schaden möchte, aber meine Freunde warne ich. Als er uns in Dresden immer inkommodirte, dachte ich nicht, daß er so klug wäre, wie er ist, aber auch nicht, daß er so verkehrt seyn würde. — — — — Ich möchte gern einen rechten ernsten Ton über diese Menschenklasse

annehmen, die ich wirklich, wo nicht hasse — denn ich hasse eigentlich doch nichts recht in der Welt, aber meinen Widerwillen möchte ich doch heftig ausdrücken. Daher verzeihen Sie, wenn ich mich zu lebhaft ausdrückte.

Sagen Sie mir bald ein Wort, wie Sie lebten, diesen Winter, was der gute alte Onkel macht. Ich hoffe, er ist besser und Sie haben die Freude, daß Ihre Sorgfalt um ihn nicht vergebens war. Ich wünschte, daß Ihre Schwester Kinder hätte. So viel Sorgen sie machen, so ist es doch ein schöner Zweck des Lebens. — Leben Sie tausendmal wohl. Ich muß eilen, den Brief auf die Post zu bringen. Schiller umarmt sie herzlich, die Brüder grüßen. Ich freue mich schon, wenn Caroline Sie sähe, wie freundlich sie Sie ansehen würde. Sie ist überhaupt freundlicher gegen die Männer, als gegen die Frauen. Meine Schwester grüßt Sie, Sie bleiben uns ewig lieb und werth.

L. Schiller.

Schreiben Sie ja bald, lieber Freund! Sie machen mir große Freude. Adieu.

Ich siegle diesen Brief mit einer Antique, um den Einschluß nicht zu unförmlich zu machen.

Bald darauf erhielt sie von Fischenisch die Nachricht, daß seine Schwester gestorben war. Sie schrieb ihm sogleich, um bei dem Verlust, den er schmerzlich empfand, ihn so viel sie konnte durch ihren Antheil zu trösten.

12.

Weimar den 14. März 1805.

Ihr Brief, lieber Freund, hat mich in Unruhe über Sie gebracht, und es dünkt mir unmöglich, daß ich Ihnen jetzt nichts sagen sollte, in dem Moment, wo ich Sie trauernd weiß. Es ist das Einzige, was ich in dieser Entfernung thun kann, Ihnen meinen herzlichen innigen Antheil zu versichern. Wie gern möchte meine Freundschaft mehr für Sie thun können, lieber guter Sohn! Mein Brief ist hoffentlich den 10ten dieses Monats angekommen, und Sie sind beruhigt über das Schicksal des Ihrigen.

Friede ſey mit dieſer lieben Schweſter! Ihr Tod ſchmerzt mich tief; ich liebte ſie, ohne ſie zu kennen, weil ich von Ihnen wußte, daß ſie Sie liebte; und es war mir tröſtlich, ein treues weibliches Weſen um Sie zu wiſſen; ſie theilte mit Ihnen die Pflege des guten alten Onkels! * Jetzt weiß ich Sie allein, ohne eine freundliche ſorgliche Hand, die Ihnen ſelbſt hülfreich wäre, wenn Sie krank ſind. Dem guten Onkel auch! Armer Freund!

Dieſer traurige Winter hat manches Gemüth zerknickt; er war ſo drückend, ſo angreifend! Auch ich hatte neue Sorgen; meine kleine Caroline hatte einen Anfall von Nervenfieber; ſie war ſo weich, ſo reizbar, daß dieſe Stimmung auch mein Gemüth drückte. Jetzt iſt ſie beſſer und ſpielt heute zum erſten Mal wieder in meinem Zimmer. Ich bin aber ſo an die Sorgen gewöhnt ſeit einigen Monaten, daß ich mich oft verwundert umſehe, ob es nun auch vorüber ſey.

* Fiſchenichs Schweſter, obwohl verheirathet, wohnte, ſo wie Fiſchenich ſelbſt, beim Onkel.

Mir wird es immer klarer, wenn ich mir Ihre Lage denke, lieber Freund, daß Sie sich nach einer Frau umsehen müssen. Haben Sie ein weibliches Wesen gefunden, das Sie glücklich machen kann, so setzen Sie sich über alle Schwierigkeiten hinweg und bieten ihr Ihre Hand an; * wo nicht, so suchen Sie. — Aber eine gute einfache Natur wählen Sie. Soll ihr selbst ein wenig äußere Cultur mangeln, so wird sie Ihr Umgang, wenn sie feines Gefühl hat, bilden. Die schon gebildeten Frauenzimmer durch die Welt, durch den Ton der Zeit, sind mir die, die ich in der Vorstellung am wenigsten liebe in einer häuslichen Lage. — Wenn Sie mir die Ungewißheit Ihrer Lage entgegensetzen, die Lage Ihres Vaterlandes, so möchte ich keine andere bessere Widerlegung finden, als diese Stelle aus Goethens Hermann und Dorothea:

Desto fester sey, bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten, und fest der schönen Güter Besitzthum.

* Es war gerade in dieser Zeit (wenn ich nicht irre), wo Fischenich durch eine Neigung gefesselt war.

Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Uebel und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, dem bildet die Welt sich.

Schiller meint es wie ich: Sie sollten daran ernstlich denken.

Wenn Sie mir schreiben, — was, hoffe ich bald geschehen soll, denn mich verlangt nach Nachrichten von Ihnen, — so sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß der junge Mann, von dem Sie mir schreiben, nicht zu große Forderungen zu machen gewöhnt ist. Die Besoldungen bei der Kapelle sind sehr klein hier; sagen Sie mir, wie viel er gewohnt ist zu bekommen, denn er möchte an Forderungen gewöhnt seyn, die man hier nicht erfüllen kann. Weiß ich dies erst, so könnte ich mich erkundigen. Ich fühle sehr wohl, daß es ein sehr brauchbares Subjekt ist. Er würde sich als Künstler auch hier bilden können. —

Schreiben Sie bald, wie Sie leben, was der gute Onkel macht und Ihr Schwager. Der Tod einer so liebenden Gattin muß ihn tief schmerzen.

Ach, ich kann es glauben, wie sie ungern das Leben verließ, und doch sich am Ende durch ihre Liebe selbst gefaßt zu machen suchte, um ihre Freunde nicht zu betrüben. Das Bild des Todes ist mir sehr traurig, wenn ich meine Kinder und Schiller verlassen müßte! — Jetzt in diesem Moment des Scheidens hat die gute Seele sich doch wohl mit dem Schicksal ausgesöhnt, daß es ihr keine Kinder gab! Für Sie, für ihren Mann * wär' es aber doch tröstlich, wenn ein Kind von ihr Ihrer Sorge übergeben würde, und Sie sie in dem Kind noch fortleben sähen, sie noch lieben könnte.

Leben Sie wohl, theurer lieber Freund! Glauben Sie fest, daß wir Sie lieben und Antheil nehmen an allen Leiden und Freuden Ihres Lebens. Schiller umarmt Sie herzlich. Die Brüder sind

* Er hieß Theodor Heuser; er hatte Medicin studirt. Nach dem Tod seiner Frau ergab er sich leidenschaftlich dem Vergnügen der Jagd. Schon vorher liebte er die Jagd eben so sehr wie die Medicin; aber jetzt nahm sie ihn ganz hin, und dies führte den sonst so liebenswürdigen Mann immer mehr von aller geistigen Beschäftigung ab. Später verließ er Bonn, und endete unglücklich.

wohl, und wollen auch gern fleißig seyn. Sie würden sie lieben, wenn Sie sie kännten. Schreiben Sie bald, von Allem was Sie interessirt.

L. Schiller.

Wenn wir auf einen Augenblick das Datum des vorhergehenden Briefes vergessen könnten, wie sollten wir eine Ahnung haben, daß der nächste die Nachricht von Schillers Tod bringen würde! Seine Frau möchte für Fischenich sorgen, sie wünscht daß er in Zukunft nicht so einsam da stehe; Besorgniß um Schillers „theures Haupt" lastete nicht auf ihrem Herzen; das Bild ihrer eignen Zukunft, wo sie selbst so vereinsamt ist, stand nicht vor ihr. Sie denkt daran, wie traurig es wäre, wenn sie durch den Tod von ihren Kindern und von Schiller gerissen würde; eine Ahnung dessen, was wirklich kommen sollte, hatte sie nicht. Von Sorgen spricht sie wohl, aber nur, weil die kleine Caroline krank war.

Als sie den vorletzten Brief zu schreiben sich hinsetzte, war wohl anfangs ihr Herz gepreßt und

ahnungsvoll, aber wie sie im Zug der Unterhaltung mit dem treuen Freunde ist, entfliehen die düstern Gedanken und Sorgen; sie wird heiter und gesprächig, erzählt von den Kindern, macht schon Plane für ihre Zukunft, macht Plane für Fischenich, für Schiller, mit dem sie reisen will, der „ernstliche Vorsätze zu Reisen ins südliche Deutschland hat, ein paar Monate in Schwaben zubringen will, um die vaterländische Luft wieder einzuathmen;" Fischenich soll es bei Zeiten erfahren, wann er ihn in Frankfurt und Aschaffenburg treffen kann; vor Mai oder Juni soll in keinem Fall die Reise unternommen werden.

Als der Mai kam, konnte Schiller das Haus nicht mehr verlassen; nur wenige Tage noch, und er lebte nicht mehr.

„Schillers physische Kräfte hatten seit dem Krankheitsanfall in Jena sichtlich abgenommen; seine Gesichtsfarbe war verändert und fiel in's Graue, so daß sie mich oft erschreckte; aber sein geistiges Leben blieb gleich stark und rege. Wer mag sich der Ahnung des Schrecklichsten hingeben? Die

Hoffnung erhält sich bis zum Aeußersten in irgend einem Winkel unsers Herzens, und pflegt dort ihr zartes Reiß, das bei jedem milden Hauche neue Augen gewinnt. So war es mit uns.“ *

Noch war Schiller lebhaft mit seinen Arbeiten beschäftigt; den Demetrius, von dem er so lange abgehalten worden, hatte er wieder vorgenommen. Wir finden nicht, daß ein Vorgefühl seines Todes sich auch nur leise bei ihm angekündigt hätte. In der ungeschwächten Kraft seiner schöpferischen Phantasie trug er sich noch mit weitausgedehnten Entwürfen: wie wer auf hohen Meeresrand gestellt, mit frohem Blick noch weit umherschaut, bis plötzlich das ausgehöhlte Ufer zusammbricht.

Noch lag ihm die Ordnung des Haushaltsetat am Herzen. Den 19ten März z. B. schrieb er an: „Einen Eimer Würzburger Wein von Zapf, wofür noch 26 Rthlr. restiren.“ **

* Frau von Wolzogen II. 268.

** Auch Schiller, der so sorgfältig über sein Hauswesen Buch führt, kann gegen Burke's Meinung angeführt werden. Der berühmte Parlementsredner hatte nämlich – zum guten Trost aller Unordentlichen und im Gegensatz zu Lichtenbergs

Die letzten Briefe, die er geschrieben, notirt er so: „22. April: An Körner durch Ehlers. 24. April: An die Griesbachin. 25. April: An Körner. An Göschen.“

(Der erste der hier notirten Briefe ist ein Empfehlungsschreiben an den Appellationsrath Körner

Behauptung, daß, wer in seinem Zimmer keine Ordnung hält, auch in seinem Kopf keine halten werde – die Meinung, „daß ein großer Mann nie genau in kleinen Dingen sey.“ Man hat schon auf die Rechnungen Washingtons hingewiesen, „die die Richtigkeit der Lieblingsbehauptung Edw. Burke's widerlegen.“ Washington führte selbst während der acht Jahre des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges die Rechnungen über seinen Haushalt. „Sie sind so genau und zierlich geschrieben, daß sie jedem kaufmännischen Comptoir Ehre machen würden. Washington schlug bekanntlich jede Entschädigung für die dem Staat geleisteten Dienste aus!“ Magazin f. Litt. d. Ausl. 1833. Nr. 133. In jüngern Jahren hat Schiller die Meinung, die er später durch die That widerlegt hat, selbst getheilt. Am 15. März 1785 schreibt er: „Ich bin Willens, bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim viel Unannehmlichkeit macht. Es ist dieser: meine eigne Oekonomie nicht mehr zu führen. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staats-Action durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele ist getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten.“

in Dresden. „Weimar, 22. April 1805. Herr Ehlers vom hiesigen Theater, der dir diesen Brief überbringt, wird Euch durch sein musikalisches Talent Vergnügen machen. Er singt zur Guitarre und hat sich einen Vorrath von Liedern und Balladen, zum Theil nach Zelters Melodien, dazu eingerichtet. Er wird dich an die wandernden Sänger erinnern, die das Volk um sich her versammeln und alte Lieder singen. Da er in Dresden öffentlich aufzutreten wünscht, so kannst Du ihm vielleicht dazu verhelfen und ihn an einige Behörden empfehlen. Ich sage heute nicht mehr, da ich durch die Post früher schreiben werde als er ankommt.* Herzlich grüßen wir Euch Alle. Dein Schiller." Als Ehlers in Dresden ankam, war dort schon die Nachricht von Schillers Tod. Körner schenkte ihm den Brief als Andenken an Schiller.)

Dann zeichnet er weiter auf: „29. April: Klara von Hoheneichen." Es ist das Stück, das er an

*Er schrieb auch, wie wir oben sehen, drei Tage später durch die Post an Körner, der den Brief früher erhalten haben wird als das Empfehlungsschreiben. — Ueber Ehlers vgl. Goethe Th. 31. S. 91.

dieſem Tage im Theater geſehen hat. * Es war das letzte Mal, daß er das Theater beſuchte. Es iſt auch die letzte Notiz, die er in ſeinen Kalender geſchrieben. **

Am erſten Mai bekam er ein Katarrhfieber und mußte auf ſeinem Zimmer bleiben. Am neunten Mai war er ſchon entſchlummert.

Auf Schillers Schreibtiſch fand man nach ſeinem Tod den Monolog der Marfa im Demetrius, und dieſe Worte, die ſie an ihren Sohn richtet, ſind wahrſcheinlich die letzten Zeilen, die er geſchrieben: ***

Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
Beflügelt ſend' ichs zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerſchaar ſend' ich dirs entgegen.

---

* „Das Theater gab ihm fortwährend viel Genuß und wirkte belebend und aufklärend auf ſeine produktive Stimmung. Selbſt ein ſchlechtes Stück gebe ihm viele neue Anſichten, ſagte er uns." Frau von Wolfzogen II. 226. — Goethe irrt, wo er erzählt, daß er Schiller zuletzt Anfangs Mai im Theater geſehen habe. Werke, Th. 51. S. 192.

** Weiterhin finden wir darin nur Notizen, die er im Voraus geſchrieben hat, z. B. „11. Juli: Ernſt's Geburtstag; 22. Nov. Lolo's Geburtstag;" um ja ſolche Tage nicht zu vergeſſen.

*** Frau v. Wolfzogen II. 279.

13.

Weimar den 4. Juni 1805.

Was Sie vorigen Herbst befürchteten, was mir Ihr Brief nur schonend andeutete, ist geschehen, mein lieber Sohn! — Ich habe das Schrecklichste erlebt, habe Schiller sterben sehen. Die Erde ist mir nun nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr, überall würde ich schrecklich fühlen, was ich entbehre, was das Schicksal mir aufgelegt hat. Daß man Muth haben muß zu ertragen, das ist traurig! Und doch ruft mich die Liebe zu unsren Kindern mit Macht ins Leben, ins öde Leben ohne Schiller! Aber ich soll leben für sie, so lange ich kann; muß meine Pflicht erfüllen, wie Er, der für uns lebte. Sie waren Zeuge unsres Lebens, unsres Glücks. Dies sagt mir mein Herz, daß meine Liebe für ihn gern das Schicksal besiegt hätte, daß ich ihm gern das freudigste Loos bereitet hätte, wenn es in meiner Macht gestanden. — Aber diese Beruhigung habe ich, daß ich gewiß Alles that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte. — Er muß unendlich gelitten

haben, viel mehr als er es sagte! — Seine letzte Krankheit war für ihn nicht so ängstlich. Er war mild, ruhig gestimmt. Ich hatte ihn oft kränker gesehen. Als Sie ihn so treu pflegten, lieber Freund, war er viel kränker. Ich mußte also auch jetzt hoffen; — daß seine herrliche Natur siegen würde.

Als, nach harten Krampfanfällen, er endlich schlief, und ruhig, sagte ich zu meiner geliebten Schwester, ich hoffe, daß es nun besser werden würde, da ich doch allen Glauben zu seiner guten Natur habe, und Muth und Hoffnung belebten mich. — Aber was sind Hoffnungen des Lebens! In diesem Moment kam man, und rief uns ins andre Zimmer, und der Todeskampf hatte sein Gesicht schon entstellt. — Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen; seine Blicke konnten mich nicht mehr finden. — Ich danke Gott, daß ich ungewöhnliche Hoffnung in mir hatte; wie hätte ich sonst dies aushalten können, und tröstlich war es ihm doch gewiß, von mir in dem letzten Moment noch umgeben zu seyn. *

* Hernach schrieb sie hier zwischen den Zeilen noch dieß hinzu: „Es waren nur bekannte Gestalten während seiner Krankheit bei ihm.“

Als der Krampf sein Gesicht schon entstellte, als ich seinen gesunkenen Kopf auf eine bequemere Seite richten wollte, erkannte er mich, lächelte mich verklärt an, und küßte mich. — Dies war das letzte deutliche Zeichen seines Bewußtseyns. — Ihnen nur, mein Freund, sage ich diese Details, Sie bewahren sie in Ihrem Herzen; diese letzten Momente dieses einzigen hohen Wesens sind zu heilig; nur Menschen, die ihn liebten wie Sie, dürfen es wissen, und Sie verstehen mich. —

Ihnen ist das Bild des Todes nicht fremd, Sie sahen Ihre liebsten Geschwister diesen dunkeln Weg gehen. —

Ueber die Ungewißheit des Lebens, die Sehnsucht nach dem was man so liebt, und die Dunkelheit, die einen so schrecklich ergreift, über die Wege des Schicksals, und doch die Nothwendigkeit, es tragen zu müssen! Ueber alle diese Gefühle kann ich noch nicht ins Reine kommen. — Mein Leben ist nun ein ewiger Kampf der Neigung und Pflicht; die Neigung ruft mich in die dunkle Gruft, und die Pflicht für meine Kinder ins Leben. —

Ihr Brief vom 10. vorigen Monats kam eben acht Tage nachdem ich den traurigen Verluſt erlitten hatte. — Ihre Freundſchaft iſt mir auch da tröſtlich geweſen. So lange ich lebe, werden Sie mir auch werth ſeyn, lieber Sohn, und jetzt noch werther, weil Sie Schiller liebten, und ihn kannten wie ihn Wenige kannten. —

Ich ſoll in ein Bad gehen. Meine Mutter iſt mit mir, und hat treu ihre Pflicht als Mutter an mir erfüllt. Meine Schweſter und Schwager haben ſich auch mit unendlicher Treue und Liebe gezeigt. — Starke will, ich ſoll nach Brückenau gehen; meine Schweſter geht nach Wiesbaden, ihre Geſundheit bedarf der größten Sorgfalt und Pflege. — Iſt Wiesbaden nicht weit von Bonn? Wenn Sie eine kleine Reiſe machen könnten, im Anfang Julius iſt ſie gewiß noch dort. Sie würde ſich freuen, Sie zu ſehen. Wenn es die Finanzen erlauben und wir in Brückenau nicht zu viel brauchen, ſo könnten wir vielleicht meine Schweſter abholen in Frankfurt. Ich möchte Sie wohl ſehen und Ihnen Ihre Brüder zeigen, die jetzt doppelte Anſprüche

auf die Liebe ihres älteren Bruders machen. — Die Mädchens nimmt indeß die Griesbach in ihren schönen Garten, — von den Söhnen kann ich mich nicht auf einmal trennen; auch müssen sie das Bad auch brauchen, um ihre Constitution zu stärken. Von allen Kindern mich zu trennen, wäre mir nicht möglich. Ich liebe sie jetzt doppelt, weil ich ihnen die Liebe ihres Vaters ersetzen muß. So lange ich kann, werde ich ihre Pflege keiner fremden Hand überlassen, und auch auf ihren Charakter wachen. Es sind aber sehr gute Kinder; ich habe nur Leichtsinn, Unachtsamkeit zu rügen, keinen Starrsinn und Bosheit. —

Meine Schwester wird Ihnen auf allen Fall Nachricht geben, wenn sie in Wiesbaden ist. — Wenn es sich thun läßt, so sehen Sie sie!

Ich habe im April die Bekanntschaft eines guten Malers gemacht, Herrn Kügelchen. Er ist aus der Gegend von Koblenz zu Hause; er hat Sie gesehen, und sagte mir, Sie sähen krank aus. Schonen Sie Ihre Gesundheit, lieber Sohn, und arbeiten nicht zu viel, und ärgern sich auch nicht,

über das Leben. — Ich bin jetzt über nichts mehr böse. — —

Wenn Sie mir bald schreiben, damit ich weiß, daß Sie wohl sind, so wird mir dies wohlthun. Ich bestelle hier auf der Post, daß man mir die Briefe schickt.

Leben Sie wohl! Ich kann Sie von unsrem Freund nicht mehr grüßen: also grüße ich Sie zweifach. Bleiben Sie gesund, und glücklich, und mein Freund, und der Freund meiner Kinder.

L. Schiller.

14.

Brückenau 3. Juli 1805.

Ihren Brief, lieber Freund, habe ich heute hier erhalten; er hat meinem Herzen wohlgethan, denn Sie haben sehr Recht, daß mit Tröstungen der Schmerz nicht gelindert wird. Eine Sammlung des Gemüths, ein Blick in die Vergangenheit ist's allein, was mich, nicht trösten, aber ruhiger machen kann. Sie können mir nur durch Ihre Thränen, Ihre Klagen wohlthun; ich möchte mein ganzes

Leben in diesem Gefühl aushauchen können in manchen Momenten, denn es ist mir oft, als wenn diese ewige Sehnsucht, dieser Schmerz, durch die Zeit nicht gemindert, sondern vermehrt würde. — Aber glauben Sie auch, daß ich das Gefühl meiner Pflichten, für meine Kinder zu leben, im Herzen heilig aufbewahre, daß ich mit Fassung leben werde, so lang es der höhern Macht gefällt, die mir diese unheilbare Wunde schlug. Aber wenn die Sehnsucht nach einer höhern Existenz, nach einer Wiedervereinigung mit Schiller, die mir klar und lebendig in der Seele ist, zu groß würde, wenn diese Sehnsucht die Fesseln früher zerbräche, als es in einem glücklichern Leben mit ihm hätte geschehen können, dann erst bin ich wieder glücklich. — Ach, Sie fühlen tief, was ich entbehre! Aber Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theil seines Lebens, wo seine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl der Krankheit sich erhob, * wo er immer milder, immer liebender wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder erfreute, war er

* Vgl. Heinrich Vossens Briefe S. 39. S. 40, bes. S. 55.

ganz anders noch als da Sie mit uns lebten. — Diese Liebe, diese Freude an den lieben Geschöpfen, diese Heiterkeit, wenn er zu uns kam, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. — Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg. Wie mir nun ist, welche Oede, welche Dunkelheit in mir, kann ich nur andeuten. Wenn man gerade die Epoche des Lebens, wo man selbst zum Leben reifer wird, mit einem solchen Geist fortschritt, durch seinen Blick die Welt und Gegenstände beleuchtet sah, ach wie schrecklich ist diese Leere! Im gewöhnlichen Leben, das ich ihm so leicht wie möglich zu machen suchte, von seinem Geist gern die störenden Eindrücke entfernte, vermisse ich seine Gegenwart, seinen belebenden Muth wohl schmerzlich, aber noch tiefer, inniger, schmerzlicher in den Momenten, wo ich mein besseres Wesen aufsuchen möchte, wo mir das Licht seines Geistes fehlt. — Ach da ist's, als wäre ich in die ewige Nacht verstoßen, und die Welt ist mir schrecklich. — Es hat Niemand, kann ich behaupten, dieses edle,

hohe Weſen ſo verſtanden wie ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie Niemand. — Ach wenn er dieſen Antheil an mir noch nimmt, den er ſtets nahm, wenn er auf eine ſolche Art mein Leben fühlt, wie es Menſchen fühlen, muß er über das Schickſal, über die Nothwendigkeit trauern, die ihn von mir riß. Denn er muß fühlen, daß ich ohne ihn nicht leben kann und doch muß, ſo lange es das Schickſal gebietet. — Die Jahre verbanden uns immer feſter, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eignen Weg gewann und ihn verſtand wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nöthig zu ſeiner Exiſtenz, wie er mir. Er freute ſich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verſtand. Dieſes geiſtige Mitwirken, Fortſchreiten war ein Band, das uns immer feſter verband. Seine poetiſche Laufbahn, der ich leichter folgen konnte als der philoſophiſchen, hat auch unſer Weſen noch feſter an einander gefeſſelt. — Dies Alles iſt nur für Ihr Herz, lieber Sohn! Ich würde keinem

Menſchen ſonſt ſo ſprechen, ſo ſprechen können. Aber Sie ſollen nur fühlen, daß ich unerſetzlich verlor, daß ich alle höheren Kräfte meines Geiſtes zuſammenrufen muß, um dieſes Leben zu ertragen. — Sie ſollen Zeuge meines Lebens ſeyn, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines ſolchen Geiſtes zu ſeyn, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Reſignation auch zeigen will, daß ich meinen Geiſt an Schillers Beiſpiel zu ſtärken verſtand. — Ich kann Momente haben, wo ich ruhig, ſogar heiter bin; ich lebe in der Liebe meiner Kinder, und beſtrebe mich, meiner Mutter nicht das Leben durch meinen bleibenden Schmerz zu trüben. Ich muß um meiner Kinder willen noch in der Welt leben, muß Verhältniſſe aufſuchen für ſie. Ein Menſch, der ſich nicht überwinden kann, iſt ein trauriges Mitglied der Geſellſchaft und die Menſchen fliehen ihn. — Ich habe Ihnen viel geſagt, lieber Sohn! Jetzt kommt man und will meinen Brief holen. Wir kommen nicht nach Frankfurt; es iſt zu theuer hier, es iſt das theuerſte Bad. So lange als es unſre Geſundheit fordert, müſſen wir hier bleiben;

den 16. oder ein paar Tage später sind wir fertig, zu weitern Reisen aber können wir alsdann nicht kommen. — Wenn es Ihnen möglich wäre zu reisen, und Sie dächten bis Frankfurt zu kommen, so wär' es noch besser, Sie kämen hierher. Es ist zwölf Meilen von Frankfurt noch; und ich weiß, wenn's Ihre Arrangements erlaubten, so kommen Sie eben so gut hierher. Sehen könnten wir uns und genießen am besten in dieser Einsamkeit, denn wir leben ganz isolirt; es sind auch nicht mehr als zwanzig Menschen hier. — Sie sähen Ihre Brüder, die ich Ihrer Liebe empfehlen möchte.

Ich glaube, Sie thun was Ihrer Freundschaft möglich ist. Aber Sie müssen auch nichts Reelles aufopfern.

Schreiben Sie mir gleich nach Empfang dieses Briefs, nur ein Wort, damit ich nicht vergeblich warte.

Bleiben Sie gesund und seyn Sie glücklich, und glauben Sie ja nicht, daß ich es übel nähme, wenn Sie nicht kommen. Wenn es Ihnen möglich

wäre, so würde es mich freuen. Seyn Sie herzlich gegrüßt.

L. Schiller.

Meine Mutter grüßt Sie schön.

15.

Weimar den 21. August 1805.

Ich habe Ihnen, lieber Freund, lange nicht geschrieben, und bin doch schon vier Wochen wieder aus Brückenau zurück. Ich erhielt noch in den letzten Tagen wo ich dort war, Ihren Brief; aber lieber Freund, ich dachte es wohl, daß Sie nicht kämen. Glauben Sie auch, daß ich deswegen Ihre Freundschaft nicht weniger fühle, und daß ich es mir auch zurecht gelegt habe. Lassen Sie mich immer das Gefühl im Herzen bewahren, daß Sie mir gern Ihre Freundschaft zeigten und daß Ihr Wille mir gern ein Opfer brächte; es ist mir tröstend, Sie immer diese Gesinnungen für mich bewahren zu wissen. Glauben Sie, daß ich es fühle, daß mein Herz Ihnen auch gern eine wohlthuende Empfindung

verdanken mag. Im Grunde hätten Sie auch wenig Freude gehabt mich zu sehen. Kann ich jetzt meinen Freunden etwas seyn! Ich muß mich mit Mühe an das Leben zu halten suchen, mich zu überwinden lernen und das Leben zu ertragen. Da finde ich aber keinen Genuß für meine Freunde, die ich glücklich sehen und wissen möchte, dabei. — Ich bin gesünder als ich war, und habe gelernt durch die wiederkehrende Gesundheit, meinen Schmerz zu bekämpfen in Momenten. — Ich muß suchen, meine Kinder an mich inniger zu fesseln, weil ich nur durch sie noch lebe. Sie verstehen nicht Alles was sie verloren, was ich leide. Sollte ich keinen Antheil nehmen an ihren Freuden, so würden sie mir fremder, ich würde ihnen nicht mehr zu meinem Glück mehr nöthig. Deswegen gelingt es mir, mich zu überwinden, und eine ruhige Außenseite zu zeigen, wenn auch die Schmerzen der tiefsten, innigsten Sehnsucht mein Herz zerreißen. — Manchmal bin ich auch ruhig, wenn ich fühle, daß ich nun nichts mehr zu verlieren habe, und dies ist die Ruhe der Verzweiflung. Aber zuweilen erhebe ich

mich auch über die Gegenwart und lebe entweder in der Vergangenheit oder in einer Zukunft die mir oft freundlich winkt. Wenn solche Kräfte aus der sichtbaren Welt uns entzogen werden, fühlen wir inniger eine höhere, bessere Welt, und streben nach der Vollkommenheit, um geistig immer höher und edler zu werden, um das, was wir liebten, wieder zu finden.

Ihr Brief betrübt mich, lieber Sohn! Sie sind so traurig. Schonen Sie Ihr Gemüth, erhalten Sie sich die Fassung für das Leben, und suchen in Ihrer Thätigkeit, in Ihrem Willen, Gutes zu wirken, sich Ruhe des Geistes. Ich möchte Sie sehen, ich möchte, daß Sie mit uns leben könnten, daß wir an Einem Orte wären! Ich bedarf es so sehr, mich an der geistigen Existenz meiner Freunde zu erheben, denn ich fühle mich für die wirkliche Welt ganz fremd. Ich bin so isolirt, wenn ich mich nicht an das Geistige halten kann. — Daher ist eine Traurigkeit in mir, die ich nicht überwinden kann, wenn ich mich in Gesellschaft fühle, wo keine geistige Kraft zur Sprache kommt. Ich muß oft doch solche Gesellschaften sehen, denn die Dankbarkeit wie die

geselligen Pflichten binden mich. Auch sehe ich wohl Menschen dort, die mich verstehen, denen ich meine Gefühle aussprechen darf. Aber bei so vielen fremden Umgebungen, die lästig sind, verstummt auch der Anklang. — Jetzt gewöhne ich mich aber auch, mit Fassung zu erscheinen. Ich übe Kräfte aus, die ich nicht in mir suchte. Schiller kann nicht ganz von mir getrennt seyn; er weiß von mir; dieses Bewußtseyn ist mir heilig; ich hoffe, ich zeige mich seiner nicht unwürdig.

Meine Sehnsucht nach der Einsamkeit ist aber oft grenzenlos. Ich begreife, wie man Klöster stiftete, wie man sich in Einsiedeleien verbarg, wenn man das Glück seines Lebens verlor.

In dem Andenken an das was man liebte, in den stillen, einförmig wiederkehrenden Geschäften des Tags ist eine beruhigende Kraft. — Hätte ich nicht das Gefühl in mir, daß ich um meiner Kinder willen Verbindungen in der Welt machen müßte, ich könnte in einer Wüste wohnen.

Sie sollen aber auch nicht allein von meinen Gefühlen und Wünschen hören; Sie sollen auch von

meinen Beschäftigungen hören. Ich habe einen großen Cursus vollendet und bilde mir ein, recht viel zu wissen. Ich habe Gall's Vorlesungen gehört, es hat mich lebhaft interessirt. Seine eigne Natur ist sehr genialisch, seine Theorie trägt er mit Innigkeit und Ueberzeugung vor und mit Geist und Fertigkeit. Sein Vortrag ist klar und natürlich. Seine Art und Weise der Zergliederung des Gehirns ist mir sehr bedeutend; sie ist ganz neu und einzig. Seine Lehre über die Organe, seine Ideen über den Sitz der Fähigkeiten in denselben kann ich noch nicht für so wahr halten, ob es gleich sehr sinnreich ist. Wäre es so, so wären vorzüglich für die Rechtswissenschaft große Resultate daraus zu ziehen, weil so viele Verbrechen aus Krankheiten entstehen; und aus dem Uebergewicht der Kraft in einzelnen Organen, deren Fähigkeiten mehr ausgearbeitet worden, die Hauptneigungen entstehen. Gall sagt zwar, daß die Moralität jede Hauptneigung unterdrücken kann, und uns dazu auch gegeben ist, aber auch die Moralität wird unterdrückt.

Er leitet auch viele Verbrechen aus Wahnsinn. Ich hebe ihnen dieß als juge criminel aus, damit Sie nicht zu *streng* sind. Eine seiner Lieblings-Ideen, die er vorträgt, die mir aber nicht recht ans Herz geht, ist daß er meint, man müsse die Verbrechen mehr körperlich strafen, weil aus Furcht vor der Strafe manche Besserung entstehe. Er hält die Lebensweise der Verbrecher in den Gefängnissen für nachtheiliger für die Moralität, und glaubt, daß sie dadurch noch schlimmer werden. — Diese Frage mögen Juristen entscheiden. In der Zeitung für die elegante Welt, wovon ich nur die ersten Blätter über Galls Vorlesungen sah, hat man ihn aber sehr gut verstanden und seine Ideen gefaßt. — Wenn er nicht zu Ihnen kommt, so sollten Sie daraus lesen was Gall sagt. Es werden viele Schriften über ihn erscheinen, und jeder ihn mehr oder weniger gefaßt haben.

Daß er kein Organ für die Poesie auffindet, ist mir lieb, denn mir dünkt, es sey der Funke, der vom Himmel herabkommt, und durch nichts Sichtbares kann gedeutet werden. — Ueberhaupt kommt

es einem tröstend vor, daß man keine Deutung geben kann für das höhere Geistige; man kann nur ahnen und meinen. Eine Stelle in Schillers Gedichten liebe ich so.

Du bindest den Geist durch ein tönendes Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Es ist der sicherste Leitfaden, an den man den Glauben an eine höhere geistige Existenz knüpft, wenn sich keine Resultate zeigen, und man den Geist nicht haschen kann. —

Ich möchte wohl wünschen, daß für den Musiker, für den Sie sich interessiren, hier etwas zu thun wäre; aber ich glaube schwerlich; denn wenn er sich Rechnung auf Besoldung zu seiner Existenz machen muß, so wird es schwer seyn, ihm hier Aussichten zu verschaffen. Denn nach dem was ich hörte, so ist eine Besoldung von 200 Rthlr. schon bedeutend; es hat Mancher bei der Capelle nur 50 Rthlr. Wenn er das Clavier zu seinem Instrument hätte, so könnte man hoffen, ihn vielleicht bei der Großfürstin anzubringen. Aber mir dünkt, Sie schreiben, er spiele das Violoncello. Sobald eine

ganze Capelle organisirt würde, wäre er sehr nöthig, aber als Musiker zum Accompagnement könnte er nichts nützen. —

Ich möchte recht, daß er gut unterkommen könnte!

Leben Sie wohl, lieber Freund. Schreiben Sie mir bald. Ich wollte Ihnen nur ein Lebenszeichen geben; mein Brief ist zerstreut und unzusammenhängend; Ihre Freundschaft entschuldigt mich. — Sie können mir ein Opfer bringen, wenn Sie mir bald schreiben; es ist noch eine Freude für mich, wenn ich fühle, daß meine Freunde mir nahe sind, und ich an ihrem Leben und Ergehen Theil nehmen kann.

Meine Kinder sind wohl, und gut. Die Knaben sind mir oft ein tröstlicher Umgang; denn ich finde so gern Spuren von ihres Vaters Geist; sie haben viel Anlagen; Ernst hat auch im Gesicht so viel von ihm, Karl bekommt seine Gestalt, Karl hat eine Anhänglichkeit an das Andenken dieses geliebten Vaters, die mich tief rührt. — Es wäre mir tröstlich, wenn ich Sie in meiner Nähe wüßte, lieber Freund;

Sie würden ſie lehren was ihr Vater war; Sie würden ſie aufmuntern, ihm nachzuſtreben.

Leben Sie wohl! Sagen Sie mir, daß Sie froh ſind, und dieß bald.

Charlotte Schiller.

16.

Weimar den 14. December 1805.

Ihr lieber Brief, mein theurer Freund, kam mir recht erwünſcht, und Sie ſind dafür durch die Freude, die Sie mir machten, belohnt worden, und das Gefühl Ihres Herzens war ihnen gewiß wohlthuend wenn Sie indeß an mich dachten, ehe ich Ihnen ſelbſt meinen Dank dafür ausſpreche. Ich will es nicht verſchieben, und lieber früher dieſen Brief ſchreiben, ehe ich ihn abſende, damit Sie meinen guten Willen ſehen.

Ich habe Ihnen jetzt nicht viel gutes von mir zu ſagen: von außen wie in mir ſelbſt fehlt die Freude. Der Herbſt war mir ungünſtig, und die traurige Witterung konnte einem Herzen das

gebeugt iſt, keine Freude geben. — Der Monat November, der mir ſonſt ſo erfreulich war, iſt mir jetzt ſo traurig! Der 10. November war der Geburtstag unſres nun glücklichen Freundes! — Auch ich bin in dieſem Monat geboren. Jetzt ſehe ich mich ſchaudernd um, und fühle in ſolchen periodiſchen Erinnerungen meines Glücks doppelt ſchmerzlich, daß ich allein in der Welt bin! Noch manche ſchmerzliche Stunden ſtehen mir bevor. Der Chriſt-Abend und das neue Jahr werden mir noch viele Thränen entlocken. — Da war ich ſonſt immer ſo glücklich!

Die bangen Nächte des Winters, die freudloſe Natur, dies Alles macht meinem Schmerz nur wieder aufs Neue reger. Auch die Begebenheiten des Tags ſind ſchreckenvoll! Mein Gefühl iſt verwundbarer jetzt, das mannigfaltige Elend der Menſchen iſt mir jetzt fühlbarer. — Nur einen Troſt habe ich in dem Gefühl, daß ich allein leide. Schillers lebhafte Phantaſie würde durch das Schauſpiel der politiſchen Welt lebhaft und ſchmerzlich bewegt worden ſeyn. Er würde dadurch minder thätig und

also weniger glücklich gewesen seyn. Er mußte Ruhe und Wohlbehagen um sich wissen, wenn er geistig frei und thätig seyn wollte. — Jetzt bietet die Natur wie die Menschen nur den Anblick der Zerstörung, der Unruhe. Ich weiß wohl, daß Stürme seyn müssen, in der physischen wie in der moralischen Welt; aber es läßt sich doch ruhiger in einer Hütte, die geschirmt ist, dem Sturm trotzen, als sich dem Sturm preisgegeben sehen in der Ungewißheit. So kommt mir jetzt die politische Welt vor.

Wir sehen viele Truppen, viele Geschütze. Die Preußischen Armeen sind in unsrem kleinen Land durchgezogen, und haben die Erndten, die nicht reichlich waren durch das schlechte Jahr, vor der Zeit, fürchte ich, verzehrt. Wir, die ruhig auf unsrem Fleck bleiben, haben gesucht, uns vor dem künftigen Mangel zu schützen. Doch sieht man viele Menschen, die leiden. Das schmerzt immer. — Also sehen Sie wohl, daß wir nicht viel Erfreuliches im Raum haben.

Manche Thräne hat mich der Antheil und die Liebe für Schiller gekostet. Denn unter der

Preußischen Armee hat er warme Freunde und Anhänger. Zweiundzwanzig Offiziere von einem Regiment sind in der Stille zu der Stätte gewallfahrt wo er ruht.

Ein Bataillon, wo mir der Major ganz unbekannt ist, ließ sich unser Haus zeigen; und als sie nahe kamen, ließ der Major Wallensteins Marsch spielen. — Diese Züge des Antheils haben mich tief bewegt. — Auch Sie wird es schmerzlich freuen, lieber guter Sohn! Ich weiß und fühle allein, was in diesem einzigen Menschen für ein Geist und eine Kraft lebte, welchen Reichthum der Liebe er geben konnte. — Also, weiß ich, kann niemand mitfühlen, was ich Alles verlor; aber jeder Beweis, daß man diesen Verlust auch fühlt und beklagt, ist mir wohlthätig; und es ist mir zuweilen, als könnte ich nur noch in den Thränen leben, die für ihn flossen. — Aber zuweilen bin ich auch muthig; und niemand ahndet, wie schmerzlich mein Herz bewegt ist. —

Ich hätte ihnen heut nichts sagen sollen, aber Sie theilen ja gern meine Gefühle. Ich bin heut sehr weich. Ich bekam einen Brief aus Neapel;

ein alter Freund von uns, von dem Sie uns vielleicht erzählen hörten, Graß, ein Liefländer, schrieb mir. Er fühlt so tief was ich verlor; er liebte Schiller mit Enthusiasmus. Er erhielt die Nachricht seines Todes mit einem Brief von Schiller und mir zugleich. Ein Reisender hatte ihm Briefe von uns mitgebracht und spät abgeliefert.

Mittwoch.

Heut hat mich der heitre Himmel gestärkt und eine geistvolle Unterhaltung bei Göthe. Die Mittwoch Morgen sind wir, d. h. eine Gesellschaft von sechs bis acht Damen bei ihm, und er hält uns Vorlesungen über Physik. Es ist erstaunend interessant, ihn über diese Dinge zu hören. Er hat so große, schöne Ansichten der Natur, und dabei eine Klarheit im Vortrag, einen Reichthum der Anschauungen und eine Tiefe des Sinnes! Ich hab' viel Genuß in diesen Stunden, und ich hab' schon mir oft gedacht, ich sehe die Welt sich gestalten. —

Ich möchte die schönsten Farben borgen und die lebhafteste Feder haben, um Ihnen den prächtigen

Alexander zu schildern. Wie ein höheres freundliches Wesen erscheint er. So viel Kraft und Milde, so ein Ernst und Liebenswürdigkeit, so viel feine Bildung und so eine Bravheit sind wohl selten bei einem Menschen vereinigt gewesen. Man bekommt wieder Glauben an die Menschheit, wenn man diese Erscheinung sieht. Ich habe nicht geglaubt, daß ich noch so viel Wärme des Gefühls für fremde Erscheinungen haben könnte, aber ich kann nicht sagen, welchen Eindruck er auf mich machte. Ich sah ihn einige Male. Bei seiner Ankunft mußten alle Damen seyn. Einmal war Cour. Da ging er in dem Cirkel herum und sprach mit Vielen. Ich sprach mit seiner liebenswürdigen Schwester;* er erfuhr, wer ich sey, und sagte mir mit seiner schönen Stimme etwas über Schiller. Der Ton seiner Stimme ist so rührend mild. — Möchte er alles erfüllen können, was sein guter Wille erreichen will! Dieser wird gewiß nicht kleinlich ungerecht handeln! Er kann, glaub' ich, unwillig werden, sich über Ungerechtigkeiten empören;

* Der Erbprinzessin.

aber er wird gewiß keinen Menschen mit Willen drücken und quälen aus Rachsucht oder selbstischem Groll. Er wird bei seinem Volk nicht erreichen, was er zu erreichen strebt, denn sein Reich ist zu kolossalisch; aber den Vorsatz, edel zu seyn und das Gute zu wollen, hat er. — Ich fühle immer mehr, — je mehr ich erfahre, daß die Welt und Menschen nicht besser werden, — daß sie es vielleicht auch hier nicht erreichen sollen, dieses Ziel.

Das Recht, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind hier erliegen.

Die Worte des Wahns in S.'s Gedichten liebe ich sehr und hab' schon oft darin Beruhigung gefunden und mich mit der Welt ausgesöhnt. — Vielleicht gibt mir der Himmel noch die Freude, Sie wieder zu sehen, lieber Freund! Sie sollen mir Alles, was mir lieb ist, noch vorlesen. — Seit Sie und Stein von hier sind, habe ich selten diese Freude genossen. Wenn ich mir jetzt vorlesen lasse, so ist es entweder von meinen Söhnen; für die ist aber Manches noch zu unverständlich, also richte ich meine Lektüre nach ihren Fassungskräften ein, und nicht nach

meinen. Ich habe jetzt einen guten Menschen bei den Kindern,* der uns zuweilen die Abende vorliest, und da wird freilich auch Rücksicht genommen auf der Kinder Geschmack; so lasse ich mir jetzt den Don Quixote vorlesen, worüber die Kinder sich sehr freuen. Ein recht guter Mensch ist hier, der ein treuer Freund meiner Kinder ist. Es ist Vossens Sohn. Er hat selbst viel Talente und ist in den alten Sprachen sehr weit. Er hat einen sichern, braven Charakter, und es ist mir ein großer Gewinn, daß er meine Kinder so liebt, und dabei der Freund

* Er hieß Martens und war, wie Heinrich Voß, aus Eutin. Ein großes Kreuz für Frau von Schiller war seine Unordnung und Unsauberheit. Er blieb ein Jahr bei den Kindern. Um die Zeit der Schlacht von Jena kam der vortreffliche Ukert zu ihnen, der leider auch nur ein Jahr blieb; darauf ein Interregnum; dann auf ein Vierteljahr Gabler (Hegel's Nachfolger in Berlin); nach ihm Abeken, der etwa zwei Jahre blieb. Letzterer heirathete später jene Cousine der Frau von Schiller, (Christiane von Wurmb,) der wir die schönen, von Frau von Wollzogen mitgetheilten „Erinnerungen aus Schillers Gesprächen" verdanken. – Alle Lehrer wurden durch die unveränderlich treue und sorgsame Freundin der Schillerschen Familie, durch die „Griesbachin" besorgt, die in der Professoren-Welt so viele Connexionen hatte. Als Martens zu den Kindern kam, hatte sie sich auf die Empfehlung des alten Voß verlassen.

ihres Hofmeiſters iſt. * Er leitet ihn ſelbſt auch. — Ich ſelbſt fühle eigentlich mein eignes Herz nur in dem Leben und Fortſchreiten meiner Kinder. Ich ſelbſt liebe nur meine alten Freunde und die Erinnerungen der Vergangenheit. Aber doch knüpfe ich meine eigenen Freunde und die meiner Kinder gerne im Geiſt an einander. So denke ich mir oft zum Troſt, daß Sie, lieber guter Freund, ſich mit Voß thätig meiner Kinder annehmen würden, wenn

* Als Heinrich Voß das Jahr darauf nach Heidelberg kam, zog er ſeinem Freund bald nach. Martens war dem Trunk ergeben, viel mehr noch als Voß. Zuletzt war er doch in Heidelberg nicht mehr zu halten. Von Nikolovius protegirt, ward er nun am Gymnaſium zu Köln angeſtellt. Da war er am rechten Ort! Nirgend war ihm ſo wohl geweſen als in Köln. Endlich wollte man auch hier nicht länger zuſehen. In einer Sitzung des Conſiſtoriums kam es zur Sprache. Conſiſtorialrath Grashof wollte, daß ihm rund heraus geſagt werde, wie es mit ihm ſtehe. „Man muß ihm klaren Wein einſchenken," ſagte er. „Lieber Gott, er trinkt ja ohnehin ſo viel!" erwiederte der Oberpräſident, Graf Solms-Laubach. Er blieb noch eine Zeitlang in Cöln. In Bielefeld iſt er geſtorben. — Martens' Vater war Kammerdirektor in Eutin; Nikolovius war ſein Sekretär, derſelbe Nikolovius, der ſpäter Miniſterial-Direktor in Berlin war und Martens die Stelle in Cöln verſchaffte. So hatte ſich das Blättchen gewendet!

ich nicht mehr bin. — Ihrer Freundschaft traue ich dieses zu. Ich könnte sie Ihnen auch ruhig anvertrauen; Sie würden nicht dulden, daß die Söhne Ihres edlen Vaters uneingedenk handeln könnten, und daß sein Geist ihnen fern blieb. — Es ist mir Alles so unsicher, seit ich mit dem Tod bekannter bin, und ich sage gern, was mir auf dem Herzen liegt, so lange ich es sagen kann.

Es sind gute liebe Knaben. Ich gestehe, ich finde keinen Charakterfehler an ihnen. Karl ist flüchtig, aber lenksam und gutmüthig. Bei Ernst habe ich nie etwas zu rügen. Alles erfüllt er mit Liebe und Ordnung. — Die Mädchen sind auch gut, und Caroline hat viel Anlagen und wirklich viel Verstand. Unser Aller Freude ist jetzt die kleine Emilie. So ein lieblich, freundlich Kind kenne ich noch nicht, so heiter, froh und liebend, so anhänglich. Sie liebt mich so; wenn ich von weitem sie sehe, so winkt sie mir zu; sie schließt ihre kleinen Arme um meinen Hals, und sieht mich mit dem Blick ihres Vaters an; wenn er so recht heiter unter uns war, so glänzten seine Augen wie die

ihrigen. — Die Schweſtern ſollen auch den älteſten Bruder recht lieb haben; der adoptirte Sohn verliert nicht ſo viel gegen die andern Geſchwiſter als er denken könnte, ich liebe beide recht herzlich.

Die Herzogin hat mir mit vieler Wärme aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß ſie Sie gewiß auch nicht vergeſſen hätte, und recht wünſchte, Sie wieder zu ſehen. Sie hat mir es zweimal wiederholt, damit ich es Ihnen ja ſagen möchte. — Es freut mich, daß Sie ihrer denken, und daß die Herzogin Sie nicht vergißt; ſie iſt ein ſichres ſelbſtſtändiges Weſen und ſich immer gleich, und iſt brav und zuverläſſig. —

Führen Sie ja den Gedanken aus, Ihre Brüder mit ſich durch Ihr Bild bekannt zu machen, lieber Freund, es würde mich ſelbſt eben ſo freuen.

Dafür daß Sie Galls Lehre über die körperlichen Züchtigungen verwerfen, möchte ich Ihnen ein recht freundlich Geſicht machen. Ich habe mich ſchon im Geiſt betrübt, wie viel Schaden dieſe mißverſtandene Lehre anrichten kann. Ich wollte gern ſelbſt darüber mit Gall auch ſprechen, aber es kam

zu keinem Gespräch mehr. — Sie haben sehr Recht was Sie über die menschliche Natur sagen.

Ueber die Hundesdemuth fällt mir — — — ein. — Unser alte Cirkel in Jena ist ganz anders geworden. — Jetzt würden die Farben dieses Gemäldes wie das Fegefeuer des Dante erscheinen. Was sonst die Farben des Gemäldes durch die Jugend milderte, würde jetzt grell erscheinen und mit aller Härte des Tons. Es ist Wenigen gegeben, ihren Geist zu retten in dem Strudel der Welt, der Leidenschaften, die die Jahre meist schärfer erscheinen lassen. Wenig Menschen haben den festen Willen, immer besser zu werden; deßwegen machen sie die Welt um sich auch nicht besser.

Sie, lieber Freund, und Stein sind die einzigen, die ich so wiederfinden würde, die sich selbst treu geblieben sind; an Ihrer beider Existenz erfreue ich mich auch immer herzlich. — Stein hat jetzt eine kleine Tochter, seine Frau liebt er herzlich. — Auf nächstes Jahr wollte er herkommen, wenn das Reisen sich nicht aufschiebt durch die Weltbegebenheiten. — Ich möchte wohl nach Wiesbaden; mehr um in

ihre Gegend zu reiſen; ich glaube auch, es würde mir gut ſeyn. Es wird von den Umſtänden abhängen, ob es geſchehen kann. Meiner Schweſter iſt Wiesbaden ſehr gut bekommen. — Ich habe letzt einen Bekannten ihrer Familie geſehen, der ein Freund meines Schwagers iſt. Er reiſte hier durch; es iſt Floret. * Ich ſah ihn nur kurz. Er iſt des Geſchäftlebens müde, ſcheint es. Er hat einen guten Willen und Wärme für ſein Vaterland. — Es würde mich ſehr freuen, wenn Sie mir bald wieder ſchreiben wollten. Ihr Brief würde mir eine freundliche Stimme ſeyn und mich tröſten, und mir das Gefühl geben, daß ich durch den Antheil und die Liebe meiner Freunde noch reich bin.

Ihre Brüder grüßen Sie herzlich, und möchten Sie ſehen und freuen ſich auf Ihr Bild. Ich bitte recht, laſſen Sie es kein leeres Verſprechen ſeyn. Ich fühle, daß weder Zeit noch Raum das Gefühl meiner Freundſchaft für Sie vermindern wird. Meine Schweſter empfiehlt ſich Ihnen herzlich, auch ſo Steins Mutter. Verzeihen Sie meinem konfuſen

* Aus Werl im Herzogthum Weſtphalen.

Brief, die Kinder ſind bei mir und die großen Brüder tanzen mit der kleinen Emilie. Leben Sie wohl, recht herzlich wohl.

Charlotte S.

17.

Weimar den 5. Oktober 1806.

Ich muß Ihnen ein Wort ſagen lieber Freund, damit Sie wiſſen, wie ich lebe. Viel kann ich nicht ſchreiben; denn es iſt ſo vielerlei, was mich abhält. Ihre Briefe und das Bild habe ich empfangen; ich war in Rudolſtadt, deßwegen ſchrieb ich Ihnen nicht gleich. Gedacht habe ich Ihrer oft, denn das Andenken Ihrer Freundſchaft gehört zu den heiligen Erinnerungen meines Lebens. Ich habe zwei Monate in den Gegenden meines Vaterlands gewohnt, und mich der Natur und der Erinnerung der Vergangenheit gefreut. Schillers Geiſt ward mir dort befreundet, dort lernte ich ihn kennen: meine Jugend ſtand vor mir, wenn ich in den bekannten Thälern

und Höhen weilte, und ich sah, wie die Nebelgeister Ossians, herab auf die Tage die nicht mehr sind.

Wenn die Berge wanken die viele Menschenleben durchdauern — wie in der Schweiz geschah — warum soll der Mensch sich um ein flüchtiges Daseyn so sehr bemühen! Der Geist soll aufwärts streben mit seinen Kräften, und aufwärts blicken nach Welten über uns. — Ich lebe nur noch in meinen Kindern, und die Sorge um sie läßt mich an mein eignes Leben denken, ich bin nicht eben krank aber angegriffen.

Ihr Andenken hat die Kinder sehr gefreut; die Geschwister möchten den Bruder gern sehen und ihm für das Bild* danken, der Mutter macht es auch Freude. Wenn ich Ihnen eine Zeichnung von den Kindern schicken könnte, so würden Sie sich über die hübschen Gesichter freuen; es ist jedes in seiner Art hübsch, und gleichen alle dem geliebten Vater. Caroline gleicht mir am meisten. An meinem eignen Bild würden Sie sehen, daß die Jahre

* Dies Bild Fischenichs hat Ernst von Schiller bis zu seinem Tod als ein theures Besitzthum bewahrt.

vergehen, und daß die Weisheit nun eintreten soll. Doch möchte ich Ihren Wunsch einmal erfüllen, denn Sie sollen mich sehen wie ich bin; aber am liebsten wär' es mir, Sie persönlich zu sehen. — Den 1. October bin ich von Rudolstadt zurückgekommen; ich werde aber in vierzehn Tage wieder dahin gehen, weil für meine Gesundheit dort mehr Ruhe ist, und es die gute Mutter beruhigt. Dorthin schreiben Sie mir. Sagen Sie aber „zu Rudolstadt in Thüringen", denn es ist noch ein solcher Ort in Schlesien. Schreiben Sie mir bald; denn es ist mir tröstlich, Nachrichten von meinen Freunden zu haben. Die Brüder grüßen Sie.

C. S.

Sie ging nicht nach Rudolstadt. Stürme erhoben sich plötzlich, bei denen Niemand in diesen Gegenden reisen mochte. Die Schlacht von Jena kam. (14. Oct. 1806.) In der Verwirrung dieser Tage fand sie ein Asyl im Schloß, in den Gemächern der Herzogin. Die Briefe aus dieser Zeit

fehlen uns. Nur einige Blätter aus ſpäteren Jahren laſſen wir hier folgen.

18.

Weimar den 24. Julius 1809.

Ich ſchreibe Ihnen heut gleich wieder, lieber Freund, um Ihnen zu ſagen, daß — da der Herr Hauptmann von K., Bruder der Fräulein, Urlaub bekommen und er den Zeitpunkt der Ruhe benutzen will — ſie ſchon den 1. Auguſt abreiſen werden. — Ich hätte gewünſcht, daß meine Freundin allein ihren Eintritt in das Haus des Grafen gemacht hätte.* Doch wird er Alles thun, was er vermag, um ſeine Schweſter dem Grafen zu empfehlen und ihm wie Ihnen für die Güte zu danken, die Sie ihr ſchon zeigten.

* Fräulein Auguſte von K. kam nach Bonn als Erzieherin der Kinder des Grafen Belderbuſch. Dieſe hatten früh die Mutter verloren, die den Zauber ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit auf ihre Kinder vererbte. Fiſchenich, der Freund des Grafen, hatte ſich auf deſſen Wunſch an Frau von Schiller gewandt, eine Erzieherin der geliebten Kinder vorzuſchlagen, und dieſe empfahl Fräulein von K. wegen der vorzüglichen Eigenſchaften ihres Gemüths und wegen ihres feinen Takts.

Ich habe es ihm recht ans Herz gelegt. Sie müssen ihm beide verzeihen, daß er mehr den Willen hat als die Fähigkeit seine Gesinnungen auszusprechen. Er hat sich selten in feinern geselligen Cirkeln ausbilden können.

Ich würde nicht so viel Gewicht darauf legen, auf die Art der ersten Erscheinung der guten K., wenn ich nicht fühlte, daß der Graf mit Feinheit und größter Achtung behandelt werden soll. Die feine Manier, mit der er meinen guten Willen für seine kleine geliebte Familie aufnimmt, hat in mir auch das Gefühl recht lebendig gemacht, ihm gerne jeden unangenehmen Eindruck zu ersparen.

Ich habe gar kein Verdienst dabei, wenn ich es mir angelegen seyn lasse, etwas Gutes zu wirken. Die Lage von Kindern, die so früh die Gefühle für eine geliebte Mutter, für geliebte Eltern entbehren müssen, fühle ich tief und schmerzlich, zumal wenn ich meine kleine Emilie ansehe, die nie das Bild eines geliebten Vaters wird in ihrem Gemüth bewahren können.

Ich hoffe gewiß, daß meine Freundin durch ihre Sorgfalt, durch die treue Erfüllung ihrer

Pflichten gegen die kleinen Wesen ihre Anhänglichkeit und Liebe sich erwerben wird, und daß sie, — da sie das Gefühl für eine Mutter nicht kennen lernen sollten, — doch die Liebe für eine Freundin, die ihre zarte Jugend pflegte mit Treue und Sorgfalt, werden kennen lernen, durch sie.

Ich habe ihre Fragen über Schillers Büste neulich nicht beantwortet, lieber Freund; ich gerieth so in das Schreiben, daß es mir war, als hätte ich Sie wirklich gesehen und gesprochen.

In Stuttgart bei Professor Dannecker ist die einzige gute Büste von Schiller zu haben; sie ist nach der Natur gemacht als wir in Stuttgart waren, und er hat sie mit Liebe gemacht, weil er ein Freund, ein warmer Freund von Schiller war.*

* Hören wir, was Frau von Wollzogen über diese Büste sagt: „Bei einem längern Aufenthalte Schillers zu Stuttgart (vgl. oben Seite 40.) modellirte Dannecker Schillers Büste, und der Umgang mit diesem ihm so werthen genialen Jugendfreunde erweckte in ihm ein großes Interesse für die bildende Kunst; er zählte die Stunden, die er mit Dannecker zubrachte unter die genußreichsten des Stuttgarter Aufenthaltes. Ich gedenke immer mit Rührung des Augenblicks, wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu mir ins Nebenzimmer

Ich könnte, wenn Sie eine bestellen wollen, Dannecker durch Cotta noch empfehlen lassen, ein sorgfältig ausgearbeitetes Exemplar Ihnen zukommen zu lassen. —

Ich habe neulich recht Reiseplane gemacht; heut habe ich wieder allen Muth verloren, die Gesundheit meines armen Schwagers peinigt mich unaufhörlich. — Es kommen immer neue schmerzhafte Aussichten mehr. Doch will er künftige Woche reisen! Ich habe noch keinen Begriff von der Möglichkeit. Ach, es wird nur der Zweck nicht erreicht werden, nach dem er strebt; und am Ende nach der langen Müh', nach der Mühseligkeit einer Reise unter solchen Umständen, findet er die letzte Freistätte für seinen Schmerz! Sie werden denken,

trat; Thränen stunden in seinen Augen und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!" Wie spricht sich das Gefühl des ächten Genius, das immer ein höheres Ideal auch seiner vollkommensten Werke in sich trägt, so schön in diesen Worten aus! Dannecker führte sein Modell in Marmor aus. In Hinsicht auf Treue, geistige Aehnlichkeit und zarte Ausführung ist diese Büste, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, ein wahres Kunstwerk, den besten dieser Art an die Seite zu setzen."

daß meine weiche Liebe zur Ruhe mich in keinem Moment meines Lebens verläßt; aber ich stelle mir es so traurig vor, so rastlos auf einer Reise zu eilen, und Ruhe zu entbehren, wo man vielleicht noch die einzige Ruhe in stiller Ergebung in die Nothwendigkeit in seiner Heimath finden könnte. —

Leben Sie wohl, lieber Freund! Meinen nächsten Brief wird meine Freundin mitbringen. Meine Kinder sind Ihnen empfohlen. Ich sitze eben in den Morgenstunden; Ernst ist eben bei mir und läßt friedliche Tauben in das Zimmer, die er füttert. Ich möchte so gern die Bilder der Ruh' und des Friedens festhalten können! — Ach die Welt ist so anders! — Es giebt eine Geistergeschichte, wo die Geister im Riesengebirge in einer Höhle Jahrhunderte sitzen und sagen: Hier ist kein Friede! So erscheint einem das Leben und die Welt. — Und nur in dem engen Raum des Gemüths sollen wir noch die Gefühle aufsuchen! — Adieu.

C. Schiller.

Fischenich war unterdeß nach Aachen versetzt worden, als Président du tribunal de l'arrondissement. Auf diesen Aufenthalt und die Bäder von Aachen bezieht sich die Stelle des folgenden Briefes, wo von den „heilsamen Quellen" die Rede ist. — Noch lebt in Aachen das Andenken Fischenichs. Von den schönen Reden, die er namentlich als Präsident der Assisenverhandlungen gehalten, von dem tiefen Eindruck, den sie gemacht, wußten mir dort Männer aus allen Klassen zu erzählen.

19.

Weimar den 30. November 1812.

Im Fall sie noch in Bonn aufgehalten werden, lieber Freund, richte ich diese Zeilen noch an Sie; wo nicht, so wird sie Fräulein K. nachsenden.

Ich möchte wohl, daß Sie mir bald sagten, daß Sie besser sind. Sie sollten gar nicht krank seyn, da Sie an so heilsamen Quellen leben, die so viele Uebel schon gelindert, und heilten. Wenn Sie mich versöhnen wollen über Ihr langes Schweigen, so sagen Sie mir bald wieder ein Wort, von sich, von Ihrer

Gesundheit. Werden Sie aber auch sorgfältig gepflegt, muß ich meinen Sohn fragen? Haben Sie treue, theilnehmende Menschen um sich? In Bonn dachte ich mir Sie mit weniger Sorge krank. Sagen Sie mir etwas darüber; ich hoffe, Sie wissen, daß ich immer treuen Antheil an Allem nehme, was Sie angeht. Ich soll Ihnen dieß auch von der H. sagen, daß Sie gewiß einen warmen Antheil an Ihrem Schicksal nähme. — Die Reise nach Bonn ist Ihnen gewiß durch den Tod des armen kleinen Mündels getrübt worden! Es ist recht traurig; der arme Vater! Man möchte oft fragen, warum man lebe, um zu beklagen oder beklagt zu werden? Wenn man das Leben ohne Täuschungen mehr sieht, so ist es doch nur eine Reihe von Schmerzen. Noch kein Philosoph mit aller Weisheit hat erforscht, warum der Trieb nach Glück in uns liegt und die Hoffnung auf Glück? Wenn der Glaube nicht in eine andere Welt deutete, so würd' jene das Räthsel wohl auch nie lösen.

Ich werde gewiß meinen Glauben nicht ändern, aber Sie würden sich recht wundern, was ich

Ihnen alles erzählen könnte von den Heiligen. Jetzt habe ich ein Buch von Sailer, „Briefe der Christen aus allen Jahrhunderten," und ich ehre Ihre Heiligen recht, nach diesen Briefen.

Wenn ich einmal nach Ihren Gegenden käme, so würde ich das Grab Karls aufsuchen und seiner Gemahlin, über deren Tod ihn Alkuin so schön tröstete. Es ist aber nichts Neues unter der Sonne; dieselben Resultate zeigen sich, dieselben Schmerzen, nur durch die äußern Begebenheiten anders motivirt.

Aber in welche Zeiten man auch blickt, so ist Ergebung und Streben nach dem Höhern das Einzige, was wir aufsuchen sollen.

Meine Kinder nah und fern sind wohl, brav und fleißig. Ich hoffe, Sie sehen wenigstens Ernst künftiges Jahr. Der ältere Bruder ist sehr reiselustig und kommt gewiß auch noch. Jetzt ist er bei Eisenach; um sich als Forstmann praktisch zu üben. Es ist mir aber leid, daß sie Sie dieses Jahr nicht sahen; denn es war mir, als hoffe ich Sie selbst

wiederzusehen, wenn ich meine Söhne bei Ihnen gewußt hätte. Leben Sie wohl. Alles Gute sey mit Ihnen, so beständig wie das Gefühl meiner Freundschaft für Sie. Adieu. Adieu.

C. Schiller.

Im Jahr 1821 machte Frau von Schiller eine Reise nach dem Rhein. Ihr Sohn Ernst war in Cöln angestellt. Fischenich war nicht mehr am Rhein und in der geliebten Heimath. Zwei Jahre vorher war er nach Berlin versetzt worden. Auf seiner Reise hatte er Frau von Schiller in Weimar besucht.

20.

Weimar den 17. November 1821.

Ich muß Ihnen, lieber Freund, ein Lebenszeichen geben, Ihnen Rechenschaft geben, wie ich Ihr schönes Vaterland gefunden, da noch die Eindrücke so schön in meiner Seele sind; — auch ehe ich mich ganz an die rheinischen Sitten

gewöhne, wo man lieber ſpricht als ſchreibt.* Wir bedürfen hier, ernſtlich geſprochen, wo uns die Natur nicht anſpricht, auch mehr, uns in unſrem Innern Freude zu bereiten; und leben mehr in unſren Vorſtellungen, die wir uns erſchaffen müſſen, um uns über die Gegenwart zu erheben: da hingegen dort eine Welt, die ſchön beleuchtet ſich über dem Strom ſpiegelt, die großen bewegten Waſſerſpiegel, das Leben und Treiben der Menſchen, die auch ſelbſt das Element bekämpfen, ſchon unendlich zu denken giebt, und die lebendige Welt hat mehr Recht, das Gemüth zu beſchäftigen. Daher ſchreibt man auch nicht ſo viel.

Ich habe mein Herz erweitert und erfriſcht, und Vergangenheit und Zukunft liegen tröſtender und heller in meiner Seele. Meine Geſundheit hat die dortige energiſche Luft mehr befeſtigt, wenn die Nordwinde und die feuchten Nebel mir nicht wieder ſchaden.

* Dieſe Worte, die ſie ſcherzend hinzufügt und die ſie unterſtrichen hat, ſollen ihm wieder ſagen, daß er ſo wenig ſchreibt, auch ſo wenig Briefe ſchreibt.

Wären Sie noch gekommen, so hätte ich noch mehr Freude gehabt. Auch mein guter Karl konnte nicht kommen! Aber Sie und er waren unsichtbar uns nahe. Ueber Ernst habe ich mich sehr gefreut; sein Streben, seine Thätigkeit sind mir sehr ehrwürdig; dabei ist er gemüthlich, mild im Leben und für alles Große und Schöne empfänglich. Es ist sein inniger Wunsch, Ihre Liebe, Ihre Achtung zu gewinnen. Mir wäre es tröstlich, Sie von einem so treuen liebenden Freund umgeben zu wissen. — Er würde Sie oft an den geliebten Vater erinnern; und ich glaube, wenn Schiller diese Laufbahn gemacht, er die Welt und Verhältnisse auch so behandelt und angesehen hätte. Sein Amt ist ihm über Alles wichtig, er scheut keine Thätigkeit, wo er nützen kann. Seine Ideen sind so klar, so geordnet, daß ich mich sehr daran ergötzte, und recht viel gelernt habe dabei.

Die alten Denkmale der Geschichte, der Kunst, haben mich sehr beschäftigt. Die Glocken des Doms, — der selbst wie ein menschliches Werk, das nicht vollkommen seyn soll, weil es menschlich

ist, — haben mich innig oft ergriffen, und wie eine Elegie mich an das Irdische, Vergängliche gemahnt, dabei über die Kraft des Geistes, die über Welt und Zeit zum Ewigen strebt, auch getröstet.

Hätten Sie mit mir in Ihrer Vaterstadt herumgehen können, wo ich vier Tage war, wie hätte ich mit Rührung mit Ihnen die Plätze besucht, wo Sie mit Ihrer Familie lebten, wo Sie sich später so wohl in Ihrem Geschäftsleben fühlten, wo so viele ruh'n, die Sie an das Leben banden! Ich habe auch dort gefühlt, wie Sie an meinem Glück, an meinem Schmerz theilgenommen. Nicht wahr, in Bonn erhielten Sie die Nachricht über Schillers Hingang? Dort beweinten Sie ihn, und mich? An der schönen Bildsäule der heiligen Helena, in dem schön gewölbten Münster, dachte ich, daß auch Sie dort manche fromme Wünsche und Gebete ausgesprochen. Ich habe auf meine Weise dort gebetet.

Auf dem Kreuzberg war ich, in Poppelsdorf. — Es giebt wohl keinen schönern Standpunkt in der Welt; oder ich möchte sagen: was kann so mit allen schönen Standpunkten die Vergleichung aushalten

wie die Terraſſe von Clemens-Ruh! — Wir ſind über Godesberg, wo ich die Ruinen beſtieg, nach Königswinter über den Rhein gefahren, haben den Drachenfels beſtiegen. Ich habe mich bis an das Denkmal des tapfern Landſturmhauptmanns tragen laſſen auf einem Seſſel, mehr um meine Kinder und Geſellſchaft, meinen Vetter Rittmeiſter von Wurmb, nicht zu lange aufzuhalten; meine Kräfte hätten es übrigens wohl erlaubt. Auf die Ruine ſelbſt habe ich mich führen laſſen. —

Wie ſchön ſind die Schluchten des Siebengebirgs! Die Buchenwälder! Wie lieblich die kleinen Wohnungen der kleinen Weinberge! — An Nonnenwerth ſind wir vorübergefahren, und von da wieder nach Bonn. In Mehlem fanden wir unſren Wagen wieder. — Die Bibliothek beſuchten wir; den hohen Zoll;* und ich finde die Lage des Schloſſes einzig ſchön! —

Was mich beſonders auch anzieht, ſind die vielen Alterthümer, die man findet, die geſchichtlichen Merkwürdigkeiten dieſes Landes; — mit der einzig ſchönen Natur! — Ich habe die Hinreiſe zu Waſſer

* „Den alten Zoll" will ſie ſagen.

gemacht, die Heimreise zu Wagen. Bis Coblenz ist Ernst mitgefahren.

Menschen habe ich im Verhältniß viele gesehen. B. sah ich in Deuz. (Sie lieben auch den Ort, habe ich zu meiner Freude erfahren.) Auch Ihren Freund Schwarz sah ich. Graf Solms war die meiste Zeit abwesend, er kam zwei Tage vor meiner Abreise erst nach Cöln. Berghaus, Verkenius, Detroux lernte ich kennen.

Eigentlich lebte ich doch für Ernst in Cöln, und habe die Zeit eingerichtet, wie seine Geschäfte es nöthig machten. Auch wissen Sie, daß im Sommer nicht viel Gesellschaften sind, auch da meistens, beinah immer gespielt wird, und da ich das nicht kann, so suche ich solche gesellschaftliche Unterhaltungen nicht, an keinem Ort. — Ich habe die Freiheit des Lebens nach meiner Weise genossen; die merkwürdigen Plätze besucht.

Meine Töchter haben sich sehr glücklich gefühlt; sie sehnen sich nach dem Rhein, nach dem Bruder, nach dem Dom. Wir sprechen uns noch nicht aus, denn wir sind noch im Geist dort, und jedes hat

die Sehnſucht im Herzen. Der Gedanke an Ernſts fortſchreitende Exiſtenz, an die große Natur, die Erinnerung der Kunſtwerke, dieß alles hat belebend und bildend auf die Töchter gewirkt. Ich freue mich, daß ſie dieſe Erfahrungen gemacht haben.

Wir ſind auch an den Aſſiſen geweſen, und ſind überhaupt ſehr bewandert in der Rechtswiſſenſchaft. Wie gern hätte ich Sie dort ſprechen hören! Denn Ernſt ſagt mir, daß Sie ſo ſchön ſprechen, und ſich ſo würdig öffentlich zeigten.* Er hat einen Sekretär, der unter Ihnen auch arbeitete, der ihm manche Züge Ihres Geſchäftslebens mittheilte. — Wie ich eben zugegen war, ſprach ein ſehr guter Advokat, — —, mit einer Beredſamkeit, die mich an die franzöſiſchen Rechtsfälle erinnerte. Herr von Mylius war Präſident. Es iſt eine ſehr belebende Art, über das Recht zu ſprechen; und obwohl die menſchliche Natur, — die meiſtens leider im Zügel gehalten werden muß, und nicht

* Fiſchenichs feierliches würdevolles Weſen bei öffentlichen Handlungen iſt auf ſeinen Neffen Karl übergegangen; er iſt Pfarrer in der Nähe von Köln; Niemanden habe ich mit mehr Würde die Feierlichkeiten des katholiſchen Gottesdienſtes verrichten ſehen.

das Gute zu ſuchen lebt, ſondern das Leben auf alle Art zu benutzen und zu genießen, — nicht auf einmal ſich erhebt, ſo glaube ich doch iſt das öffentliche Verfahren eine Stufe zum Beſſerwerden; denn es werden ſo viele Dinge zur Sprache gebracht, die zum Guten den Weg zeigen; wer hören will, kann viel hören.

Ich bitte Sie, mir bald zu ſchreiben, lieber Freund! Ich denke, Medizinalrath Kohlrauſch, der mir Ihren Brief brachte, hat Ihnen von mir geſagt. Ich habe zwei Briefe von Ihnen voriges Jahr erhalten, dieſes Jahr Einen. Ich weiß und fühle, daß unſre Freundſchaft nicht der Briefe bedarf. Aber es thut mir doch wohl, von Ihnen zu hören. Und ich ſchreibe Ihnen auch gern.

Die Töchter wollen empfohlen ſeyn. Caroline hat im Dom mitgeſungen, Emilie hat Ausſichten am Rhein gezeichnet. Auch den Weingarten, wo Sie oft waren, ſind wir oft vorüber gegangen. Alles Gute ſey mit Ihnen!

Charlotte v. Schiller.

Als sie jetzt, entzückt von dem schönen Bonn, nach Weimar zurückgekehrt war, und oft der Zeit gedachte, wo Fischenich ihr und Schiller seine Vaterstadt gepriesen hatte, dachte sie nicht, daß sie da einst „die letzte Freistätte für ihren Schmerz" finden sollte.

Im Jahr 1823 starb zu Rudolstadt ihre Mutter, die über achtzig Jahre alt geworden war. Da nun auch dieß Band sie nicht mehr an die Gegenden ihrer Heimath knüpfte, so blieb sie dort nicht lange mehr. Ihr Wunsch war, auch den geliebten Söhnen näher zu seyn. Nach Bonn zu gehen, ward sie durch ein mit Blindheit drohendes Augenleiden bestimmt. Eine Operation, die sie hier unter anscheinend sehr glücklichen Aussichten überstand, hatte sie doch sehr angegriffen. Im Juli 1826 starb sie an einem Nervenschlag.

Im letzten Bande der schönen Stuttgarter Oktav-Ausgabe der Werke Schillers findet sich ihr Bildniß; und eine kurze biographische Notiz ist beigefügt. Für diejenigen, denen auf diesem Bild die Art, das Haar zu tragen, als zu jugendlich

und darum auffallend erschienen ist, bemerken wir, daß es nach einem Portrait gestochen ist, das in den Jahren ihrer frühen Jugend, schon vor ihrer Verheirathung, gemalt war. Das Original besitzt ihr ältester Sohn Karl; eine Copie hatte sein Bruder Ernst.

Jener Lebensabriß Charlotte's von Schiller reiht sich passend an die von ihr mitgetheilten Briefe. Wir lassen ihn hier folgen:

„Das wohlgetroffene, in zarter Individualität aufgefaßte Bildniß der Gattin Schillers, von einer befreundeten Künstlerin entworfen, spricht ihren Charakter treu und wahrhaft aus. Unschuld, Sanftmuth und geistige Empfänglichkeit waren die Grundzüge ihres Wesens. Da eine harmonische Ehe ein schöner Schmuck in jeder Sphäre des männlichen Daseyns ist, so steht dieses Bild nicht unpassend neben dem des großen Dichters, und seine Freunde werden es als Vervollständigung des Umrisses seines Lebens gern begrüßen.

„Charlotte von Schiller, geborne von Lengefeld, erblickte im November 1766 in Schwarzburg-Rudolstadt das Licht der Welt. Im Februar 1790

wurde sie Schillers Gattin. Fünfzehn Jahre hindurch war sie seine glückliche Lebensgefährtin.

„Nur immer wiederkehrende Sorge um seine Gesundheit konnten dies schöne Daseyn trüben. Im Frühling des 16. Jahres ihrer Ehe entriß ihn der Tod ihren Armen, der Welt.

„Charlotte lebte ganz in Schiller und einzig für ihn. Ein Wesen voll reiner sinniger Empfänglichkeit für die Aufnahme seiner Ideen immer um sich zu finden, war ihm Bedürfniß, und in seinen Mittheilungen fand Charlotte ihr höchstes Glück. „Sie folgte gern, denn ihr ward leicht zu folgen." Ein sicherer Geschmack war ihr in der Harmonie ihrer Seelenfähigkeiten angeboren. Ihr Gefühl war nicht selten ein bestimmendes Urtheil für ihn. Der Widerwille gegen alles Gemeine lag in ihr wie in ihm.

„Sie war das Weib, dessen er bedurfte. Er konnte auf den klaren Grund dieser Seele schauen, in der nichts Verborgenes lag, ja der es unmöglich war, ein Wort anders denn als treues Bild ihrer Gefühle und Gedanken auszusprechen. Der

erfrischende Hauch blühender Phantasie wehte durch ihr Leben, und ihre Begleiterin, die Hoffnung, erhielt die Schillern so wohlthätige Heiterkeit. Selbstständigkeit und Charakter vermögen sich gegen die oft harte Nothwendigkeit zu stürmen, aber der Zauber des Umgangs entquillt nur jenen Himmelskräften.

„Charlottens Briefe haben eine eigne Grazie. Alles Ernste und Große erfassend, doch die Kleinigkeiten des täglichen Lebens fein fühlend und im heitern, oft komischen Sinne haltend, stellen sie dem gegenwärtigen Moment klar und anmuthig dar.

„Nach Schillers Tode lebte sie der Erziehung und Leitung des Lebensganges ihrer vier gutgearteten und talentvollen Kinder. Sie erlebte noch die Freude, ihre beiden Söhne glücklich verheirathet zu sehen. Ihre letzten Lebensjahre waren durch Schwäche der Augen, die mit völliger Blindheit bedrohte, getrübt. Sie ertrug auch dieses Unglück mit Muth und Ergebung, genoß noch heitre Tage mit ihren Kindern im Kreise würdiger Freunde aus

Schwaben. Nach einer gelungenen Augenoperation, die ihr das Wiedergewinnen des Gesichts versprach, befiel sie ein Nervenschlag. Sie starb in den Armen zweier ihrer Kinder, in Bonn, im Julius 1826. Ihre letzten Stunden waren sanft. Bei entschwundener klarer Besonnenheit fühlte sie die Trennung von den Ihrigen nicht, und verschied in freundlichen Phantasien. Wer sich von den geist- und gemüthvollen Zügen ihres Bildnisses angezogen fühlt und ihren milden Einfluß auf das Leben des großen Dichters verfolgen will, kann Charlotten in Schillers Leben, aus den Erinnerungen seiner Freunde geschöpft, näher kennen lernen."

Aus dem Kreise derer, die uns durch ihre Briefe lieb geworden, sind ihr seitdem zwei im Tode gefolgt, zuerst Fischenich, und dann ihr Sohn Ernst.

Seit dem Jahr 1817 war Fischenich Mitglied der Immediat-Justiz-Commission in Cöln. Im Jahr 1819 kam er nach Berlin, als Geheimer Ober-Justiz-Rath im Justizministerium für

die Rheinischen und Gesetzgebungs-Angelegenheiten; bald darauf ward er zugleich zum Geheimen Ober-Revisionsrath beim neu errichteten Rheinischen Revisions- und Cassations-Hof ernannt. Im Jahr 1825 wurde er Mitglied des Staatsraths und das Jahr darauf auch Mitglied der zur Revision der Gesetzgebung niedergesetzten Kommission.

Sein Verlangen war immer, an den Rhein zurückzukehren, um dort das Präsidium des Appellations-Gerichtshofs, das auch lange unbesetzt blieb, zu übernehmen. „Allein die wichtigen Gegenstände seiner Wirksamkeit in Berlin gestatteten ihm nicht, in diese ihm bestimmte, mit seinen persönlichen Wünschen so sehr übereinstimmende Stelle einzutreten. Die Uebernahme dieses höchsten heimathlichen Richteramtes blieb ihm ein Lieblingswunsch, auf dessen Erfüllung er nicht Verzicht geleistet hatte."

Aus seinen Briefen sehen wir, daß er oft den Zeitpunkt nahe glaubte, wo er an den Rhein kommen würde. Mit seinen Freunden am Rhein, insbesondere mit seinen Bonner Freunden, blieb er in

steter Verbindung. Die Erinnerungen der alten Zeiten blieben immer frisch in seinem Herzen; der frühern Verhältnisse, Alles dessen, was er mit seinen Freunden in Ernst und Scherz durchlebt, gedachte er oft.

Von den Briefen, die uns von ihm vorliegen, sind die letzten aus dem Frühjahr und dem Herbst 1829. Im erstern entschuldigt er sich bei einem Freunde, daß er den Namenstag seiner Frau vergessen habe. „Wäre es noch in der Oktav! So aber schäme ich mich. Ich habe ein eignes Schicksal mit den Namenstagen, ich denke immer entweder zu früh oder zu spät daran. Wie sehr vermisse ich auch hier den sel. Odenkirchen, der mich immer des Tags vorher erinnerte! Sie wolle mir es ja nicht übel nehmen, und zu meiner Entschuldigung in Erwägung ziehen, daß ich oft an meinen eignen Namenstag nicht denke. Ich grüße sie mit reuevollem Herzen.“ Auch in dem andern Briefe ist einer Namenstags-Angelegenheit gedacht und der Verfertigung eines Silbergeräths, das er in Bonn verschenken, aber nicht gern in Berlin machen lassen

INST.-OXFORD-TAYLOR

wollte, weil „hier das Silber weniger gut als bei uns.“ Er bittet, es in Bonn machen zu lassen, und zu sorgen, daß es so aufgenommen würde, als wenn er es von Berlin geschickt habe. „Du wirst dann so gütig seyn, die Sache unter die beste Wendung zu stellen. Deine Jurisprudenz wird dir zwar wenig dabei zu Statten kommen, dein Zartgefühl jedoch das Rechte eingeben.“ Von einem jungen Manne, gegen den damals das Oberlandsgericht in Münster eine strenge Maßregel vorschlagen zu müssen glaubte, sagt er in diesem, an dessen Vater gerichteten Briefe: „Von Joseph* heißt es, er besitze mehr als gewöhnliche Talente und Kenntnisse.“ Dann spricht er wieder sein Verlangen nach den Freunden in der Heimath aus, und schließt mit den Worten:

* Ein Bruder desselben, den er 1809 aus der Taufe hob, ward auf seinen Wunsch „Lothar“ genannt, mit Beziehung auf Goethe's Lothario. Mit Freuden hörte er indeß später, daß bei der Erziehung seines Pathen Lothario durch einen ehrwürdigen, in diesen Blättern genannten Geistlichen das Fundament gelegt würde, das Goethe's Lothario fehlt, dessen hohe schöne Gestalt doch auf unsichrem, trügerischem Boden steht. — Der Zauber der Goethe'schen Werke namentlich des Faust, konnte übrigens für Fischenich, bis in seine letzten Jahre hinein, nie veralten.

„Gedenket mein in Eurem freundschaftlichen Kreise! Ihr lebet alle in meinem Herzen. Es freut mich sehr, daß Windeck sich wieder erholt hat. Was macht Eichhof? Könnte ich Euch doch einmal wieder sehen! Wie sehr wünschte ich, daß du den schönen Gedanken, mich zu überraschen, ausführen könntest. Leb' wohl, mein Lieber! Ewig der Deinige. F."

Es war ihm nicht gewährt, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, nach der Heimath zurückzukehren. Am 4. Juni 1831 ward er durch einen Nervenschlag seinen Freunden, dem Vaterland entrissen.

„Wir besäßen ihn noch, — so schließt der oben angeführte, in der Preußischen Staatszeitung mitgetheilte Nekrolog Fischenichs — diesen edlen und unvergeßlichen Mann, wäre sein Körper so kräftig gewesen als sein Herz und sein Geist. Seit Jahren aber war er körperlichen Leiden unterworfen; dennoch beherrschte auch diese der Geist, wenn es Beruf und Pflicht, Wissenschaft und Freundesumgang galt.

„Er war nie verheirathet, und hinterläßt uns daher kein Unterpfand des Andenkens, in welchem

wir die Verdienste des unvergeßlichen Vaters ehren könnten, wohl aber haben diese Verdienste selbst sein ehrenvolles Andenken für immer bei uns gesichert."

Im nämlichen Jahre, wo Fischenich nach Berlin kam (1819), ward Ernst von Schiller, der in Heidelberg und Jena die Rechte studirt hatte, Assessor beim Landgericht zu Cöln.* Einige Jahre darauf kam er als Staatsprokurator nach Bonn. Hier verheirathete er sich, im Herbst 1823; sein Bruder Karl, der, selbst noch unverheirathet, übrigens in glücklichen Verhältnissen in seinem Geburtsland, in Würtemberg, lebte, eilte herbei, der Hochzeit beizuwohnen und den geliebten Bruder,

* Als er Weimar verließ und die geliebte Mutter und die Schwestern, denen diese Trennung besonders schmerzlich war: nahm ihn Goethe bei Seite, sprach von der Neigung der Rheinländer, selbst über politische Dinge frei und offen ihre Meinung auszusprechen, so wenig rathsam und vortheilhaft dies auch meistens sey, und verwarnte ihn in dieser Hinsicht ernstlich. „Ernst, vergiß nie, was ich dir hier sage!"

von dem er seit sechs Jahren getrennt war, wiederzusehen. Später ward er Landgerichtsrath in Trier, und kam zuletzt — als Appellationsrath — wieder nach Cöln zurück.

Was wir über Ernst von Schiller in dem letzten von uns mitgetheilten Briefe seiner Mutter lesen: „Ueber Ernst habe ich mich sehr gefreut: er ist gemüthlich, mild im Leben und für alles Große und Schöne empfänglich; sein Amt ist ihm über Alles wichtig; er scheut keine Thätigkeit, wo er nützen kann; seine Ideen sind so klar, so geordnet, daß ich mich sehr daran ergötzte, und recht viel von ihm gelernt habe dabei:" — es ist nicht die liebende Mutter allein, die dies aussprechen konnte; wer ihn irgend näher gekannt hat, wird diese Aeusserungen der Reihe nach bestätigen. Lehrreich war sein Umgang in hohem Grade: bei großer Klarheit besaß er, wie Wenige, die Gabe der Rede, und zu diesem schönen Talent (das man in der Unterhaltung mit ihm immer von neuem bewundern mußte) kam ein reiches, viel umfassendes Gedächtniß. Als Lehrer der Geschichte würde er sehr ausgezeichnet

geworden seyn; auch hatte er große Liebe für dieses Fach, und eine seltne Kenntniß der Geschichte, besonders der neuesten, bis in die kleinsten Details. Wer ihn hat erzählen hören, von Göthe z. B. und den Weimarer Verhältnissen, so anschaulich und voll Leben, mit dieser Heiterkeit und Laune, wird nicht leicht vergessen, was er von ihm gehört.

In der letzten Zeit seines Lebens war sein Geist viel feiner und schärfer, sein ganzes Wesen inniger, dabei auch die merkwürdige Aehnlichkeit, die er mit seinem Vater hatte, immer frappanter. Das Gespräch lenkte er jetzt gern auf höhere Dinge, auf die Religion, auf unsre Pflichten, unsre Hoffnungen. Doch auch von Politik sprach er noch gern: das letzte Mal noch, wo ich bei ihm war, sprach er, von ganz eigenthümlichen Gesichtspunkten ausgehend, über die bei der Huldigung König Friedrich Wilhelms IV. erneuerten Erb-Aemter. Seine Heiterkeit behielt er immer. Mit mancherlei Planen trug er sich noch. Von Todesahnungen schien er nicht berührt zu seyn. Nur einmal hörte ich eine Aeußerung von ihm, die mir auffiel, die aber doch

vielleicht nur zufällig war und ohne Beziehung auf ihn selber. Er sprach von der Krankheit seines Vaters, fragte mich, was Frau von Wollzogen über die Sektion, über den Zustand der Lunge anführe; ich beantwortete seine Frage, da mir die Stelle gegenwärtig war;* er widersprach mir, „so stehe dort nicht"; er suchte das Buch, es war ausgeliehen; sein sonst so treues Gedächtniß täuschte ihn hier.

Gegen Ostern schickte ihn sein Arzt aufs Land. Er kam nicht mehr nach Cöln zurück. Er starb zu Vilich bei Bonn, am 19. Mai 1841, Morgens um zwei Uhr. Den Abend vorher hatte er noch eine Pfeife geraucht. Er starb in demselben Lebensalter

* Frau von Wollzogen erzählt: „Als ich das leztemal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schröderscheß Stück gegeben), äußerte er, sein Zustand sey ganz seltsam; in der linken Seite wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. Man fand bei der Sektion den linken Lungenflügel total zerstört." — Auch als Ernst von Schiller operirt wurde, fand man die Lunge fast ganz vernichtet. — Ernst ist geboren 11. Juli 1796, gestorben 19. Mai 1841; sein Vater ist geboren 10. Nov. 1759, gestorben 9. Mai 1805, also ist der Vater um sieben bis acht Monate älter geworden.

wie sein Vater — nur um einige Monate jünger — im selben Monat, auch an der nämlichen Krankheit. Kurz vor seinem Tode sprach er den Wunsch aus, zu Bonn, neben seiner Mutter begraben zu werden.

Am 22. Mai ward er, wo er zu ruhen gewünscht hatte, auf dem Kirchhof zu Bonn, zur Erde bestattet. Als die Leiche von Vilich anlangte, schloß sich der Trauerzug an, zunächst am Sarge der Bruder des Verstorbenen, der von Stuttgart eine Stunde vor der Beerdigung in Bonn angekommen war.

Karl von Schiller hatte die Reise angetreten, um seinen Bruder, von dessen Krankheit er wußte, zu besuchen, und seinen Sohn Fritz, der beim Onkel wohnte, nach der Heimath abzuholen. Erst in der Nähe von Bonn, zu Königswinter — durch einen Bekannten, den er zufällig traf — erfuhr er auf dem Dampfschiff die Todesnachricht. — Als er, vor Jahren, zur Hochzeit seines Bruders kam, war er auch gerade eine Stunde vor der Trauung angelangt. —

Durch die Betäubung seines Schmerzes, wie er den Bruder neben dem Grabe der Mutter einsenken sah, drangen vielleicht die Worte der Leichenrede tröstend an sein Herz:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

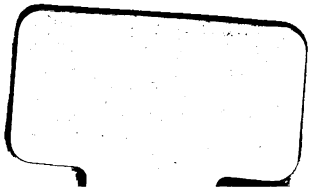
An sein Gefühl um den dahin geschiedenen Bruder kann ich nicht denken, ohne mich der Worte seiner Mutter, die wir oben (S. 124) gehört, zu erinnern: „Karl hat eine Anhänglichkeit an das Andenken des geliebten Vaters, die mich tief rührt."

Es mögen diejenigen, die in andrer Weise an Gräbern zu beten gewohnt sind, mir gestatten, diese Blätter mit den Worten zu schließen:

Deus, cujus miseratione animæ fideliu m requiescunt, famulis et famulabus tuis et omnibus

hic et ubique in Christo quiescentibus da propitius veniam peccatorum, ut a cunctis reatibus absoluti, tecum sine fine lætentur. Per Dominum nostrum, Jesum Christum, Filium tuum.

Berichtigungen.

Seite 13, Zeile 3, steht dürften statt durften.
„ 32, „ 2, steht mich statt mit.
„ 53, „ 6, ist nach oft das Komma zu tilgen.
„ 64, „ 9, ist nach Darstellung das Anführungszeichen zu tilgen.
„ 90, „ 14, steht erwirkt statt erwirbt.
„ 132, „ 3, steht vorließt statt vorließ
„ 133, Note Zeile 2, steht seinem statt seinen.
„ 137, Zeile 1 und 4, steht ihre, ihree statt Ihre, Ihrer.
— — 1 v. u., steht meinem statt meinen.
„ 143, „ 7, steht ihre statt Ihre.
„ 144, Note Zeile 1, steht kunden statt standen.
— „ „ 3, steht das statt der.
„ 153, Zeile 13, steh. der kleinen Weinberge statt der Weinberge.
„ 160, „ 5, steht stürmen statt stemmen.
— — 12, steht dem statt den.

54656361